Venezianische Nächte.

Von

Eduard Maria Oettinger.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

LITERAR.-ARTIST. INSTITUT
BAMBERG.

Erster Band.

Leipzig: Otto Wigand.
(Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.)
1846.

Die Taube von Zion.

I.

Venedig ist die Niobe der Städte. Nachdem die „Königin des adriatischen Meeres," gleich Amphions Gemahlin, all' ihre Macht, all' ihre Herrlichkeit eingebüßt, ward sie vom Schicksal zur Bestrafung ihres Stolzes in eine leblose Steinmasse verwandelt, die, das Bewußtsein ihrer verlorenen Größe in sich tragend, gefoltert von ewigem Schmerze, noch im Tode Thränen vergießt.

Die schöne, prachtgeschmückte Venezia, welche einst mit souveränem Stolze auf ihre machtlose Umgebung herabgeblickt, ist jetzt nichts mehr als der Leichenstein ihrer frühern Größe.

Aber selbst im Tode ist sie noch schön! Der Schmerz, der ihre steinernen Glieder durchzuckt, verleiht ihrem zertrümmerten Wesen einen Nimbus, der sich wie immergrüner Epheu um Ruinen schlingt,

und die Thräne, die in ihrem marmorstarren Auge blitzt, giebt ihrem Antlitz den Ausdruck rührender Schönheit.

Die alte, verwittwete Königin des adriatischen Meeres ist zu jeder Stunde des Tages schön; am schönsten aber ist sie dann, wann die Nacht ihren mitleidsvollen Schleier über sie ausbreitet und der milde Mond sein schmerzversöhnendes Licht auf sie ausgießt. Dann gleicht die bella Venezia einer majestätischen Leiche, welche die Fesseln der Verwesung von sich abschüttelt, das kalte Todeslächeln von sich abwirft und zu neuem, laut pulsirenden Leben erwacht. Arme Venezia, wie schön bist Du dann!

Aber noch keiner von allen Dichtern hat Dich so reizend geschildert, so schön besungen als Georges Sand im „Consuelo.“

„Die Nacht, wenn Alles in Schweigen versunken ist, wenn der friedliche Mond die breiten Quadersteine der Gassen und diesen wirren Knäuel anspruchlos an einander gedrängter Häuser erhellt, solch eine Nacht gewährt hier den Anblick einer unbeschreiblich malerischen Unordnung. Alles verschönt sich unter den Strahlen des Mondes. Die kleinste

Wirkung der Architectur wird größer und eigenthümlicher; der unbedeutendste weinumrankte Balcon nimmt die Miene einer spanischen Romanze an und erfüllt unsere Einbildungskraft mit jenen galanten Abenteuern, die man (in Spanien) Mantel- und Degen-Intriguen nennt."

Und wahrlich sie hat Recht. Eine venezianische Mondnacht ist eine mit leuchtendem Feuer und glühender Fantasie begabte Stegreifdichterin, die uns tausend verliebte Abenteuer, tausend lustige Komödien, tausend tolle Schwänke erzählt, worin ausgelassene Colombinen, muthwillige Arlequins, gefoppte Pantalons und geprügelte Pierrots auftreten, die uns zu lautem Lachen reizen. Das ist die lustige Seite vom Januskopfe der alten Lagunenstadt. In Einem Nu aber verwandelt sich die heitere Scene in ein blutrothes Drama; dann steht Venedig vor uns, wie es Victor Hugo in seinem „Angelo" geschildert hat.

„Venedig, wißt Ihr, was dieses Venedig ist. Venedig ist die Staats-Inquisition, Venedig ist der Rath der Zehn. Und wißt Ihr, was dieser Rath

der Zehn ist? Menschen, die bei keinem Feste, aber auf allen Blutgerüsten sichtbar sind. Menschen, die unser aller Köpfe in ihren Händen tragen, Euer Haupt, mein Haupt, das Haupt des Dogen. Menschen, die dem Volke von Venedig kein anderes Gesicht zeigen, als jenen stummen, ehernen Rachen, der auf dem Sanct Markus stets geöffnet ist, jenen Rachen, der, so stumm er scheint, jedem der Vorübergehenden laut und schrecklich zuruft: Denuncire! Einmal angegeben, ist man gefangen; einmal gefangen, ist man verloren. Zu Venedig geschieht Alles geheim und geheimnißvoll. Verurtheilt, hingerichtet! Niemand hört etwas davon! Kein Wort, kein Blick ist möglich; der Mund des Verurtheilten ist verstopft, der Henker trägt eine Maske. Doch was spreche ich von Blutgerüsten! Zu Venedig stirbt man nicht auf dem Schaffot, man verschwindet. Es fehlt eines Tages ein Mensch in der Familie. Was ist aus ihm geworden? Die Bleidächer, die unterirdischen Brunnen, der Canal Orfano, sie allein wissen es. Bisweilen hört man zur Nachtzeit etwas ins Wasser fallen. Eilt schnell vorüber. Im Uebrigen Bälle, Feste, Fackeln, Musik, Gondeln, Theater und fünf

Monate Carneval.“ Das ist Venedig, Victor Hugo's Venedig!

Und dieses Venedig, in Mondschein eingehüllt, ist eine silberweiße Sibylle, die uns tausend geheimnißvoll verschlungene Dramen, tausend bluttriefende Trauerspiele, tausend haarsträubende Mordgeschichten erzählt, Geschichten, die unsere Neugier auf die Folter spannen und mit glühenden Zangen kneifen, Geschichten, die uns dergestalt ergreifen, daß wir kaum zu athmen wagen.

Zwischen jenen zwerchfellerschütternden Possen und diesen haarsträubenden Tragödien zieht sich als betäubendes Zwischenspiel eine glänzendrothe Reihe unvergleichlich schöner Volksfeste: Carneval, Ridotto, Tombola, Concert, Theater, Illumination, Maskenball, Spiel und Gesang; Krönung des Dogen und der Dogaressa; Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere; ein bunter Schwarm großartiger Kirchenfeste; ein halbes Dutzend heiliger Marientage; das Sanct-Josephs-Fest; der Ostermontag mit der Wasserweihe, der feierlichen Einsegnung des Meeres und der ganzen Flotte; zwei der glänzendsten Dankfeste zur Erlösung von der Pest, gefeiert

in der Kirche del Redentore und der Santa Maria della Salute*); die Fresca und Regatta, das Probefahren und Wettrudern des wimmelnden Gondelheeres auf dem Canal grande und manch anderes Fest, das die betäubte Bevölkerung nicht zur Besinnung kommen läßt.

Dies festlich geschmückte Venedig, das Nachts, bei Mondschein- und Fackel-Beleuchtung, in still verschwiegenen Gondeln die eleusinischen Mysterien der Liebe, Orgien und Bacchanalien bei Becherklang und Jubelsang feiert, dieses lustberauschte, liebetrunkene Venedig gleicht der arabischen Prinzessin Scheherazade, die uns mit reizender Geschwätzigkeit die Märchen von Tausend und Einer Nacht ins nimmermüde Ohr träufelt und blaue Wunder erzählt von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit des europäischen Bagdad.

---

*) Die erste dieser beiden Kirchen wurde 1578 von Andrea Palladio, die zweite, in Folge eines ähnlichen Gelübdes, 1631 von Balthasare Longhena erbaut; der Grund der Letzten, die ein wahrer Prachtbau ist, soll auf 1,200,000 Eichenpfählen ruhen.

II.

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1177 hatte Sebastiano Ziani, der neununddreißigste Doge von Venedig, an der Spitze von dreißig Galeeren in der Bucht von Pirano einen der glänzendsten Siege über die vereinte Flotte der Republik Genua und des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa erfochten und den Ober-Admiral der feindlichen Seemacht, Otto, des Kaisers tapfern Sohn, als Gefangenen nach Venedig gebracht. Gleich darauf war durch Ziani's Vermittlung der Friede zwischen Kaiser Friedrich und dem lombardischen Städtebund, dem sich auch Papst Alexander III., des Kaisers erbittertster Feind, angeschlossen hatte, zu Stande gekommen. Zur Feier dieses Sieges und zur Erinnerung an diesen Friedensschluß hatte der heilige Vater dem Dogen von Venedig einen Ring und mit diesem Ring die souveräne Herrschaft über das adriatische Meer geschenkt mit den Worten: „daß wie das Weib dem Manne, so von jetzt an Adria dem Dogen unterthan sein und bleiben solle für alle Zeiten."

Dreihundertdreiundvierzig Jahre später hatte der fünfundsiebenzigste Doge, Leonardo Loredano, mit Zustimmung des ganzen Senates den Befehl erlassen, daß fortan, zur Erinnerung jenes Sieges bei Salvora, jeder Doge alljährlich am Himmelfahrtstage seine Vermählung mit dem adriatischen Meere zu feiern habe. Er selbst feierte im Jahre 1520 dieses Fest zum ersten und, ein Jahr später, zum zweiten und letzten Male.

Unter der Herrschaft des hundertundvierten Dogen, Domenico Contarini, des Siebenten dieses Namens, wurde anno 1660 zum hundertundvierzigsten Male dies eben genannte Fest mit einem in den Annalen Venedigs zuvor noch niemals dagewesenen Pompe begangen.

Ganz Venedig hatte ein bräutliches Aussehen. Jeder Palast am großen Canale hatte seine Dächer mit Fahnen, seine Balcons mit kostbaren Teppichen, seine Fenster mit Blumenguirlanden geziert. Ein wolkenloser, veilchenblauer Himmel beschaute sich in den spiegelhellen Wellen der selig-heitern Adria. Ein zahlloses Heer reichgeschmückter Barken und Gondeln schaukelte sich auf dem friedlichen Nacken der Lagunen;

an beiden Ufern des Canal grande drängte sich eine unübersehbare Menschenmenge, die, Kopf an Kopf, von der Höhe des Glockenthurmes auf dem Marcusplatze betrachtet, einem wimmelnden Ameisenhaufen zu vergleichen war. In diesem dichtgedrängten Volksknäuel herrschte Lust und Leben. Alles vergaß das Gestern und lebte dem Heute; Alles jauchzte und jubelte, als ob Jeder unter ihnen ein Doge und keiner unter ihnen ein Spion vom Rathe der Zehn wäre, jenes geheimnißvollen, Alles wissenden und nichts verzeihenden Gerichtes, dessen ewig gezücktes Schwert, an einem Haare befestigt, drohend über dem Haupte jedes Venezianers hing.

Am Ende der Piazzetta, da wo die Riva dei Schiavoni beginnt, stand in einer Gruppe schaulustigen Pöbels ein armes, zwiefach gehaßtes, zwiefach verspottetes Geschöpf, eine junge reizendschöne Jüdin, eine arme Waise, die, von Noth und Hunger zum Aeußersten getrieben, zur Freudendirne herabgesunken war. Sie hieß Lea und wurde wegen ihrer großen, orientalisch schwarzen, gluthgefüllten Augen von der Masse der jungen liederlichen Nobili, die jedem dieser bedauernswürdigen Wesen einen

Spottnamen zu geben pflegte, die „Gazelle vom Berge Sinai," von dem gemeinen Volke aber und unter ihren Gefährtinnen wegen eines leisen Bart-Anflugs an den Oberlippen und unten am gebräunten Kinne „die braune Ziege" genannt.

Das arme, unglückliche Geschöpf trug große, in den Strahlen der jungen Morgensonne weithin glänzende Ohrgehänge und an allen zehn Fingern ihrer schön geformten Hände blitzten Ringe von unechtem Golde und mit falschen Steinen geziert, Geschenke, die ihr die jungen und alten Wüstlinge von Venedig statt des Geldes, das sie von ihnen zu fordern berechtigt war, als Scheide-Münze in den Schooß geworfen hatten. Zwei breite Flechten ihres rabenschwarzen Haares rahmten ein blasses, auffallend schönes, ungemein edles Gesicht ein, auf dem so viel kindlich frommer Sinn, so viel schmerzliche Resignation lag, daß es der tugendhaftesten Christin, der frommsten Patrizierin zur Ehre gereicht hätte, wären sie Eigenthümerinnen einer so unschuldsvollen Physiognomie gewesen. Große, starke, zart gewölbte Brauen beschatteten ein kohlschwarzes Augenpaar, das die düstere Gluth des Orients und die versen-

gende Lava eines vulkanischen Herzens ausströmen ließ. Ihren frischen, purpurrothen Mund umzucket ein wehmüthig bitteres Lächeln, das dann und wann zwei Reihen blendendweißer Perlenzähne offenbarte, die sich hinter den Korallenzweigen ihrer üppig vollen Lippen verbargen. Ihr schöner Hals, ihre reizend geformte Büste, ihr schwellender Nacken, ihr schlanker Wuchs und das Ebenmaaß ihrer Glieder erhoben sie zu einer Schönheit, die einen magnetischen Zauber besaß, der die Blicke aller Vorübergehenden anzog. Unter Letztern befanden sich junge Männer, in welchen jeder Venezianer gleich auf den ersten Blick ein Paar Nobili erkannte, weil sie allein das Recht besaßen, an öffentlichen Festtagen eine Maske tragen zu dürfen.

Der Eine zupfte den Andern am Mantel und fragte, kaum fünf Schritte von Lea entfernt, so laut, daß sie es hören konnte:

— Kennst Du diese Dirne?

— Nein, erwiderte der Andere und zog ihn mit sich fort.

— Das ist Lea, die Venus aus dem Ghetto, die Gazelle vom Berge Sinai, die braune Ziege, mit

einem Wort: das hübsche Judenkind, von dem ich mit Dir, wenn ich nicht irre, schon früher einmal gesprochen habe.

— Du irrst; ich habe noch nie etwas von ihr gehört.

— Das wundert mich, sagte Jener im Weitergehen, denn sie läuft so schon zwei volle Jahre mit. Aber trotzdem ist sie noch immer bewundernswürdig schön.

— Und wohnt im Ghetto, nicht wahr?

— Nein! Ihre Glaubensgenossen, die verdammten Hebräer, haben die schmucke Sünderin so lange mit Spott und Hohn verfolgt, bis sie das Judenviertel verlassen und ihr fliegendes Paphos nicht fern vom Marcusplatze, jenseits der Brücke San Moisè, in der Calle Petrocchi aufgeschlagen hat.

— Du weißt das sehr genau.

— Bin ich doch noch gestern bei ihr gewesen und habe ihr in Anbetracht, daß sie mich kostbar amüsirt hat, jene Ringe geschenkt, die heut' in ihren Ohren blitzen.

— Sind sie von Gold?

— Wo denkst Du hin? Goldene Ohrringe einer Judendirne, einem Freudenmädchen! Alles, was ich

ihr schenke, ist falsch. Goldene Geschenke spart unser Einer für seine Liebschaften in der Merceria für galante Kaufmannsweiber auf.

— Das arme Geschöpf!

— Du bedauerst sie; ah, dann bin ich gewiß, daß Du sie bald besuchen wirst.

Die beiden Leute, welche dieses Zwiegespräch geführt hatten, gehörten den vornehmsten Familien des goldenen Buches an *). Der Eine, der sich gestern bei der armen Judendirne so kostbar unterhalten und ihr dafür ein Paar falsche Ohrringe geschenkt hatte, war Giulio Gritti, der Neffe des Procurators von Sanct Marcus **); der Andere, der die arme Lea so

*) Das sogenannte goldene Buch, 1296 eingeführt, ist ein vollständiges Verzeichniß aller Verheirathungen und Geburten der venezianischen Nobili. Dieses Register, aus vielen in rothen Sammet eingebundenen Bänden bestehend, wird in dem an der Frarikirche gelegenen Klostergebäude aufbewahrt. Nach Lecomte sollen in den 380 Gemächern dieses Klosters nicht weniger als 8,664,709 (?) Archivhefte aufgespeichert liegen.

**) Ein Procurator von Sanct Marcus war einer der höchsten und angesehensten Beamteten der Republik, denn er kam gleich nach dem Dogen. Diese Procuratoren, deren es in der Regel neun gab, waren die Verwalter der Marcuskirche und die Vormünder der Waisen.

mitleidsvoll bedauert hatte, war Henrico Contarini, der einzige Sohn des regierenden Dogen, der Augapfel seines Vaters, das Herzblatt seiner Mutter, der Stolz und die Freude der ganzen Familie. Giulio war Bräutigam einer der schönsten und reichsten Senatorentöchter Venedigs, Henrico — ein Jahr jünger als sein Freund — seit drei Jahren mit einer Nichte des Podestà von Padua — Tarquinia Badoër — vermählt.

III.

Unter dem Geläute aller Glocken von Venedig zog jetzt, langsam und feierlich wie ein riesengroßer Schwan, das vom Admiral der Republik geführte Dogenschiff, das kurz vorher den Anker gelichtet und seine schwerseidenen, goldgestickten und mit dem Löwen des heiligen Marcus geschmückten Flaggen entfaltet hatte, vom Dogenpalaste an der Piazzetta längs der Riva dei Schiavoni durch die dichten Beete eines

tausendfarbigen Gondelflors in den Hafen von Lido hinaus.

Dieses Schiff, Bucentoro *) genannt, über zwanzig Fuß breit und hundert Fuß lang, hatte am Vordertheile zwei reich vergoldete Schnäbel und ein zweifaches Verdeck. Auf dem untern Theile des Verdecks saßen zweihundert buntgekleidete Ruderknechte, Arsenalotti genannt; auf dem obern Verdecke, das mit kostbaren Teppichen überkleidet war, stand dort, wo bei andern Schiffen das Steuerruder steht, der reich vergoldete Thron des Dogen, welcher — umgeben vom Senate, vom Rathe der Zehn und von den Gesandten der fremden Mächte — einen schwerseidenen, goldgewirkten, hermelinverbrämten Herzogsmantel und die Dogenkrone trug, ein goldenes, mit prächtigen Perlen und köstlichen Edelsteinen geziertes Diadem, das

*) Nicolaus Erythräus leitet diesen Namen vom Centaurus, dem Schiffe des Sergestus in Virgils „Aeneide,“ 5, 122 und 155; Jules Lecomte hingegen, der es Ducentoro nennt, leitet ihn von den Führern dieses Schiffes, von den zweihundert Ruderknechten ab.

wegen seiner Gestalt auch das „Horn" geheißen wurde *).

Als der Bucentoro in den Hafen angelangt war, salutirte der Schiffe mastenreicher Wald mit Kanonendonner und Musik, die durch den hunderttausendstimmigen Vivatruf des zuschauenden Volkes und der auf den Masten gleich Katzen herumkletternden Matrosen übertönt wurde. Alles, was eine Kehle hatte, schrie:

— Es lebe die Republik! Es lebe der Doge! Gelobt sei die Mutter Gottes und der heilige Marcus, Venedigs segenspendender Schutzpatron!

Bei der Insel Elena angekommen, machte der stolze Bucentaur einen Augenblick Halt, um den in vollem Ornate erscheinenden Patriarchen und sein aus einer zahllosen Menge von Priestern und Mönchen aller Ordensregeln zusammengesetztes Gefolge aufzunehmen. Dann fuhr das Schiff unter klingen-

---

*) Dies Diadem hatte ursprünglich dem Papste Benedict III gehört; dieser hatte es der frommen Aebtissin des Klosters von San Zaccharia, und die Aebtissin dem neunundvierzigsten Dogen, Pietro Gradenigo (1289—1310) geschenkt.

dem Spiele der Hofkapelle, begleitet vom hundertstimmigen Kanonengruß der ganzen Flotte, ins offene Meer hinaus.

Hier goß der ehrwürdige Patriarch aus einem großen Silbergefäße geweihtes Wasser in den brausenden Wellenschooß, um die Wuth des aufgeregten Elementes zu beschwichtigen. Gleich darauf zog der Doge, unter dem lauten Gebete der Geistlichkeit, einen massiv goldenen Ring vom dritten Finger seiner linken Hand und warf von der Höhe seines Thrones diesen Ring, als Symbol seiner Vermählung mit der ihm unterthänigen Adria, ins Meer hinab mit den Worten:

Desponsamus te, Mare, in signum veri perpetuique Dominii!
(Wir verloben Dich, Meer, zum Wahrzeichen einer ewigen Herrschaft!)

In diesem Augenblick hatte der Volksjubel den höchsten Gipfel erreicht. Halb Venedig stimmte eine uralte Hochzeitshymne an, deren Sinn wohl Keinem unter Allen verständlich war. Sämmtliche Schiffe salutirten zum dritten und letzten Male.

Dann fuhr der Doge mit seinem ganzen Gefolge (mit Ausnahme des Patriarchen und der fremden

Gesandten durfte Keiner von Allen, die sich auf dem obern Verdeck des Bucentaur befanden, sein Haupt bedecken) nach der Kirche San Nicola, um dort die Messe anzuhören, worauf dann der ganze Zug, begrüßt von Musik, Vivatgeschrei und Glockengeläute nach dem Dogenpalaste *) zurückfuhr.

Die Großwürdenträger der Republik und die Gesandten der auswärtigen Mächte begaben sich in den Saal des großen Raths, wo der Doge ihnen ein großartiges Festmahl gab. In einem andern Saale des Palasts wurden die zweihundert Arsenalotti, die Führer des Bucentauro, nicht minder glänzend bewirthet, und Jeder unter ihnen vom Dogen in höchst eigener Person mit vier Flaschen Muskateller, einer mit dem herzoglichen Wappen gezierten und mit Zuckerwerk gefüllten Schachtel, einem Leder-

*) Der erste Dogenpalast, 820 vom ersten in Venedig residirenden Dogen Angelo Participazio erbaut, wurde in einem Aufstande unter Candiano IV. (976) zerstört. Der zweite Palast, von Candiano's Nachfolger, Pietro Orseolo, erbaut, wurde von einer Feuersbrunst verzehrt. Der dritte wurde unter Marino Falieri (1342—1354) vom Architecten Filippo Calendario erbaut.

schlauche voll Arzneimitteln, einer Zechine *) und zwei Silbermünzen beschenkt. Außerdem waren sie berechtigt, nach aufgehobener Tafel Teller, Messer, Gabel, Gläser, ja sogar die Tischwäsche als ihr Eigenthum zu betrachten und mit nach Haus zu nehmen.

Nach beendigtem Festmahle wurde der Bucentaur vom Admiral der Flotte nach dem Arsenal zurückgeführt **).

---

*) Eine ducatengroße Goldmünze, die zuerst 1280 nach dem Muster der apulischen Dukaten geprägt und nach dem Münzgebäude, Zecca, Zecchino genannt wurde. Auf der Vorderseite übergiebt der heilige Marcus dem vor ihm knieenden Dogen die Kreuzfahne, worauf D. U. X. steht. Umschrift: S (an) M (arco) Venet. und der Name des Dogen. Auf der Kehrseite ein Heiliger mit einem von Sternen umringten Buche und der Umschrift: Ego Sum Lux Mundi.

**) Eine anziehende, aber selten gewordene Abhandlung über den Ursprung dieser Ceremonie führt den Titel: „Dissertatio de nuptiali solemnitate Bucentauri.“ Sie ist von J. E. Link verfaßt und 1728 zu Straßburg erschienen. Eine ausführlichere Beschreibung dieses Festes befindet sich in der Gräfin Michieli's interessantem Werke „Origine delle feste veneziane“ Milano 1829, 6 Bde. 12. Von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit des Bucentoro ist jetzt nichts weiter als das wurmzernagte Stück von Mastbaum auf einem höchst ärmlichen Piedestal übrig geblieben. „Es versteht sich von selbst, sagt

Dann begann die Regatta, ein großartiges Schauspiel, das mehr als zwanzigtausend Fremde nach dem „europäischen Bagdad" gelockt. Acht bis zehntausend phantastisch-aufgeputzte Gondeln, bevölkert mit reichgeschmückten Damen und Herren im theatralischen Costüme jener Zeit, wetteifernd, sich gegenseitig zu überflügeln. Welch ein Stoßen und Drängen! Welch ein Schreien und Toben! Welch ein Jauchzen und Jubeln! Ein auf dem Wasser schwimmender Marcusplatz mit hunderttausend Masken angefüllt! Aus den Fenstern der Paläste, an welchen diese Gondelschwärme mit Blitzesschnelle vorüberhuschen, weht man mit Tüchern; oben, auf beiden Seiten der Rialtobrücke *) drängt sich ein

---

A. v. Binzer, „daß durch so viele Jahrhunderte nicht ein und derselbe Bucentaur erhalten werden konnte; doch sollen in der langen Zeit von fast dreihundert Jahren (1520—1796) nur drei solcher Prachtschiffe existirt haben, von welchen das erste 1520, das zweite 1600 und das dritte 1725 erbaut worden ist."

*) Diese Marmorbrücke, unter dem achtundachtzigsten Dogen Pasquale Cicogna 1591 von Antonio da Ponte erbaut, besteht aus einem einzigen Bogen, dessen beiden Endpfeiler auf 12000 Eichen-Pfählen ruhen. Der Bau dieser Brücke soll 250,000 Zecchinen gekostet haben.

dichter Knäuel von Zuschauern, die den zuerst ankommenden Gondeln aus voller Brust entgegenjubeln; die nachfolgenden werden angefeuert, die letzten grausam verhöhnt, mit Pfeifen und Zischen empfangen. Unter dem Bogen der Brücke rennen die schlanken Fahrzeuge so dicht an einander, daß eine Gondel die andere in den Grund zu bohren scheint; von allen Seiten ertönt dabei Musik, rauschende Musik, die den triumphirenden Jubel der siegenden Wettruderer überlärmt. Und dieses Fest währte so lange bis es zu dunkeln begann. Dann drängte sich halb Venedig nach dem Marcusplatze*), der, in einem Meere von Lichtern schwimmend, einen feenhaften Anblick darbot.

*) Der Marcusplatz, von dem schon Petrarca gesagt, er wisse nicht, ob die ganze Erde einen ähnlichen Platz aufzuweisen habe, ist 680 Fuß lang und 530 Fuß breit und zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt.

IV.

An diesem Abende, an dem Venedig in bacchantischem Jubel schwelgte, saß Lea in ihrem kleinen, engen, matt erleuchteten Stübchen, putzte ihre falschen Schmucksachen und legte ein Stück nach dem Andern in ein Kästchen von Pappe, das ihren ganzen Reichthum barg; dann seufzte sie tief auf und nahm, um ihre trüben Gedanken zu verscheuchen, die Mandoline von der Wand, ließ, traurig und niedergeschlagen, ihre rosigen Finger über die straffen Saiten irren und sang dazu folgendes Lied:

Jeder Stern und jede Sonne,
Jeder Wolke lichtes Blau,
Jede Knospe, jede Blume,
Jede Perle, jeder Thau,
Jede Welle, jede Woge,
Die sich um Venedig flicht,
Zeiget meinem trunk'nen Auge
Des Geliebten Angesicht.

Ueberall, wohin ich schaue,
Leuchtet mir so freundlich mild
Und so liebevoll entgegen
Sein geliebtes süßes Bild.

Rose birgts in ihrem Kelche,
Perle birgts in ihrem Kranz,
Welle birgts in ihrem Busen
Und der Stern in seinem Glanz.

Und in demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und ein junger Mann, in einen schwarzen Mantel eingehüllt, erschien an der Schwelle des Zimmers.

— Lorenzo! schrie Lea und stürzte in seine Arme.

— Lea! hauchte der junge Mann und preßte das Mädchen mit ungestümer Lust ans lautpochende Herz.

Lea ließ ihre Mandoline, Lorenzo seinen Mantel fallen. In glühender Umarmung, Aug' an Aug', Brust an Brust, Mund an Mund schmolzen zwei Seelen in Eine zusammen. Mit halb geschlossenen Augen hing die „braune Ziege" an seinen feurigen Lippen und schwelgte in der Seeligkeit eines Kusses, der jeden Athemzug ihrer Seele mit tausend Wonnen durchrieselte. Im Ueberströmen dieser Wonnen stahlen sich aus den schwarzseidenen Wimpern ihrer Augen zwei große Thränen, die langsam herniederrannen.

— Du weinst? fragte Lorenzo, diese blitzenden

Tropfen wegküssend. Lea, meine süße Taube von Zion, warum weinst Du?

— Die Freude des Wiedersehens hat mir diese Zähren erpreßt. Ach, mein Lorenzo, acht ewig lange Tage hat Deine Lea Dich vergebens erwartet; acht Tage hat sie sich nach dem Sonnenglanze Deiner Augen wie ein armes verschmachtendes Veilchen nach dem erfrischenden Morgenthau gesehnt; acht Nächte hat sie kein Auge geschlossen; sie hat geweint und gebetet; ihr Herz hat geblutet und der Gedanke sie gefoltert, Lorenzo, die Seele ihrer Seele, ihr Einziges und ihr Alles, was das ärmste und verworfenste Geschöpf Gottes auf dieser Welt besitzt, Lorenzo könnte ihr untreu geworden sein und sie vergessen haben.

— Sieh in mein Auge, Lea, blick' in mein Herz, Stern von Jerusalem, und frage, ob es möglich sei, Dich vergessen zu können.

— Wo aber warst Du so lange? fragte sie mit sanft bittendem Tone, indem sie ihr glühendes Gesicht an seine Schulter lehnte und ihm mit thränenverklärtem Blick tiefforschend ins Auge sah.

— Dringende Geschäfte, meine süße Lea, hatten

mich nach Padua gerufen ... erst gestern Nacht bin ich von dort zurückgekehrt ...

— Schon gestern Nacht und mein Lorenzo ist nicht gleich in die Arme seines Mädchens geeilt?

— Mitternacht war längst vorüber; ich wollte Deinen Schlaf nicht stören.

— Hat Dein Kommen mich wohl je gestört? Bin ich nicht zu allen Stunden des Tages und der Nacht die gehorsame Magd, die treue Hündin, die Deines Winkes harrt. Seit gestern in Venedig und erst heut, erst jetzt an der Brust Deiner Lea, wiederholte sie mit schwerem Seufzer.

— Und kannst Du darum mit mir grollen? fragte Lorenzo, sie sanft in seine Arme schließend.

— O wie wenig, mein Geliebter, kennst Du den Zauber, der aus jedem Deiner Blicke, wie wenig die Musik, die aus jedem Deiner Worte strömt, wenn Du mich fragen kannst, ob ich Dir grolle. Wer kann Dich sehen und Dir zürnen? rief Lea und drückte ihn fest an ihr Herz. Komm, mein Geliebter, komm! Setze Dich an meine Seite, lege Dein schön gelocktes Haupt auf meine Schulter, sieh mich

an und sage mir, wie oft Du in den acht Tagen Deiner Abwesenheit an Dein Mädchen gedacht hast.

— Ein einzig Mal ...

— Wie, mein Lorenzo, nur ein einzig Mal?

— Vom Augenblick meines Erwachens bis zu jenem, wo mir der Schlaf die müden Augen schloß ...

— Und Nachts, wenn Du schliefst?

— Hab' ich geträumt von Dir, mein süßes Kind ...

— Ist das wahr, wirklich wahr? Du hast geträumt, von mir geträumt?

— So lebhaft, wie noch nie!

— Sprich, mein Geliebter, was hat Dir von mir geträumt?

— Soll ich's Dir wirklich sagen? fragte der junge Mann, dessen freudestrahlender Blick sich plötzlich umflort hatte.

— Du darfst vor Lea kein Geheimniß haben ... sie muß Alles, Alles wissen.

— Wohlan, so höre! sagte Lorenzo und seufzte tief auf. Unter dem Schwarme junger Leute, die, vom Magnete Deiner Schönheit angelockt, Dich auf

Steg und Weg verfolgen, befand sich, wie mir mein Traum gezeigt, ein junger, kecker, wüster Nobile, der Dich während meiner Abwesenheit fleißig besucht hat. Sprich, Lea, hat dieses Traumgesicht mich nur geäfft?

— Nein, mein Lorenzo, es hat Dir die Wahrheit gezeigt. Hat Deine Lea Dir verschwiegen, daß sie ein armes, tief gesunkenes Geschöpf ist, das vom Almosen jener Leute lebt, deren Lüsten es sich Preis geben muß, um zu leben, um seinen Hunger zu stillen?

— Du hast mir nichts verschwiegen ...

— Und dennoch, dennoch hast Du mich Deiner Liebe werth gefunden und mir, der letzten Dirne, dem verworfensten Geschöpfe von Venedig vergönnt, Dich zu lieben, mein Lorenzo, mit allen Kräften meiner Seele. Mein Leib — o weh mir, daß ich's sagen muß! — ist Eigenthum der ganzen Stadt; denn ich bin arm, blutarm und will leben, denn das Leben ist so schön! Aber meine Seele, Lorenzo, gehört Dir, nur Dir allein; mein Körper ist der Sünde Opferlamm, doch meine Seele ist rein und ohne Makel, wie die Deine!

— Jener Traum, Lea, hat den Scorpion der Eifersucht in mir geweckt. Seit jener Nacht ist der Gedanke, daß ganz Venedig meine Perle lieben darf, ein unerträgliches Gefühl für mich. Und darum hab' ich fest beschlossen, daß es anders werden muß. Von diesem Augenblick an darfst Du keinem Andern als mir angehören; hörst Du, Lea? fragte er in gebieterischem Tone.

— Ich höre, hauchte die Taube von Zion und schlug zitternd die Augen nieder.

— Von heute an muß ganz Venedig für Dich todt sein; kein zweiter Mann darf Deine Schwelle mehr betreten; ich will's! rief er mit Blicken, in denen die hellen Flammen der Eifersucht aufloderten.

— Dein Wille, mein Gebieter, ist mir ein heiliges Gebot ... Dein Wille, Herr, geschehe!

— O meine Lea, wie rührend ist Deine Demuth! Wie groß und erhaben ist Deine Resignation! Und wie falsch und treulos, wie gemein und schlecht bin ich!

— Mein Lorenzo!

— Nenne diesen Namen nicht, denn auch er ist eine arge Täuschung!

— Wie, dieser süße Name? . . .

— Ist eine Lüge, wie Alles, was Du von mir glaubst. Deine Ergebung in meinen Willen hat mich tief gerührt; die Maske, die ich trage, brennt mir auf der Seele; ich kann, ich darf, ich will nicht länger meine Lea täuschen; Du mußt Alles, Alles wissen.

— Weh mir, was werd' ich hören?

— Der junge Maler, der sich in Dein Heiligthum geschlichen, um Dein Bild zu malen, heißt Henrico . . .

— Henrico! rief Lea, angstvoll die Hände faltend.

— Henrico Contarini . . .

— Contarini! wiederholte das Judenmädchen, tief erschreckt ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

— Der Mann, der Dich so plump getäuscht, ist nicht der arme Teufel, den er spielt . . . Henrico Contarini ist der Sohn des Dogen von Venedig . . .

— O meine Ahnung! rief Lea, die leichenblaß ihr Haupt auf die Brust sinken ließ.

— O das ist noch nicht das Schlimmste, was

Du erfahren mußt. Der Sohn des Dogen, der Dir in einer Nacht, vom Füllhorn Deiner Reize überschüttet, die Ehe versprochen hat ...

— Halt' ein, Lorenzo, Du tödtest mich ...

— Dein Lorenzo ist vermählt!

— O mein Gott, schrie Lea und sank bewußtlos zur Erde nieder.

— Verzeih' mir, armes Kind, daß ich mich endlich stark genug gefühlt, Dir meinen Frevel zu gestehen, stöhnte Henrico, kniete vor sie nieder und bedeckte ihre bleiche Stirn mit heißen Küssen. Einmal, Mädchen, mußtest Du erfahren, was so lang mir auf dem Herzen lag. Erwache, meine arme Taube, und vernimm das Bekenntniß und den heiligen Schwur, daß des Dogen einziger Sohn, Tarquinia Badoër's Gemahl, Dich so heiß und innig wie Lorenzo, der arme, unvermählte Maler liebt.

Lea aber, die gefesselt in den Banden der Ohnmacht lag, hörte nichts. Starr, wie eine Leiche, lag sie in den Armen des Geliebten, der ihr die Haare von der Stirn strich und ihre eiskalten Schläfen so lange mit glühendheißen Küssen bedeckte, bis sie plötzlich wieder die Augen aufschlug.

— Wo bin ich? fragte sie mit matter Stimme.

— In Henrico's Armen!

— O mein Gott, mein Gott, so ist denn Alles wahr, was ich seit lange schon geahnt! Du, des Dogen Sohn, und ich ein verworfenes Geschöpf, auf das ganz Venedig mit den Fingern zeigt! Du, ein Christ, ich eine arme, hilflose Jüdin! Du vermählt und ich die Geliebte einer ganzen Stadt! O Jehovah, tödte die unglücklichste aller Töchter Israels!

— Gnadenreicher Gott meiner Väter! flehte Henrico, laß mir meine süße, fromme Taube von Zion!

— Und der Name Deines Weibes? fragte Lea, von finstern Gedanken gedrängt.

— Tarquinia!

— O welch ein stolzer Name! Und hat sie nicht ein Recht, stolz zu sein, da sie das neidenswertheste Weib auf Gottes weiter Welt, das Weib ist, das von Dir geliebt wird?

— Wer sagt Dir, Lea, daß ich sie liebe, daß ich sie je geliebt? Des Nordpols Kälte ist glühend

ihrem Herzen gegenüber, das kein anderes Gefühl als Stolz und Hochmuth kennt.

— Sie liebt Dich nicht?

— Tarquinia liebt Keinen auf der Welt.

— O dann ist sie auch nicht werth, Dein Weib zu sein.

— Sie ist es nur dem Namen nach. Seit drei Jahren, seitdem der Eigennutz unserer Eltern uns zusammengejocht, hat mein Ohr aus ihrem Munde noch kein süßes Wort gehört. Stolz auf den uralten Adel ihres Hauses schmeichelt es ihrer Eitelkeit, den Sohn des Dogen ihren Mann zu nennen; dies abgerechnet, hab' ich nicht mehr Reiz für sie als der letzte meiner Diener.

— Hat sie Dir Kinder geschenkt?

— Ich hab's gehofft, doch auch diese Hoffnung hat mich nur getäuscht.

— Ach mein Lorenzo, das, was die stolze, vornehme Tarquinia Dir versagt, kann Deine arme, verachtete Lea Dir gewähren! Henrico, sieh in mein Auge. Und was gewahrst Du in diesem unbefleckten Spiegel?

— Ein Gefühl des Stolzes, wie ich ihn bei Dir noch nie gesehen ...

— Du hast Dich nicht getäuscht; tausend Freudenfeuer sprühen in meinen Augen; auch die verstoßene Lea hat nun ein Recht, stolz, ja noch stolzer als Dein Weib zu sein, denn, ach! sie fühlt sich Mutter, Mutter von Dir! rief Lea und flog entzückt in seine Arme.

— Sprichst Du Wahrheit? fragte Henrico mit freudeverklärtem Blick.

— O sprich, Geliebter, hat Deine Magd Dich je getäuscht?

— Noch nie, meine Liebe, hat eine Lüge den Blumensaum Deiner Lippen befleckt. O meine Lea, wie groß und erhaben stehst Du meinem Weibe gegenüber! Du hast in mir den armen, unbekannten Künstler geliebt, der Dir nicht die kleinste Kleinigkeit geschenkt, um die Uneigennützigkeit Deines Herzens zu prüfen. Du liebst nicht seinen Stand und Namen, Du liebst nur den Menschen in ihm und erfüllst den sehnlichsten seiner Wünsche: Du schenkst ihm ein Kind, ein Kind, das unter Deinem Herzen ruht, ein Kind ...

— Das so schön wie sein Vater und . . .

— So lieb wie seine Mutter werden wird, fügte Henrico hinzu und umarmte seine Lea mit unbeschreiblicher Wonne.

V.

Henrico's Gemahlin — Tarquinia Badoër — war eine der stolzesten Frauen von Venedig, stolz auf den uralten Adel ihrer Familie*), stolz auf ihren Reichthum, stolz auf ihre Schönheit. Die ausgezeichnetsten Maler der Republik hatten unter sich gewetteifert, die Schwiegertochter des Dogen durch die

*) Das Haus der Badoër war eine der zwölf alten Wahlfamilien, welche im Jahre 697 den ersten Dogen, Paolo Anafesto, erwählt hatten; von diesen zwölf Wählern, Tribunen genannt, sind uns nur zehn bekannt: 1) Badoër (ehemals Participazio), 2) die Barozzi, 3) die Contarini, 4) die Dandolo, 5) die Falieri, 6) die Gradenigo, 7) die Memmo, 8) die Polani, 9) die Sanuto (ehemals Candiano), und 10) die Tiepolo.

Macht ihrer Pinsel zu verherrlichen. Der Plutarch der venezianischen Maler, Carlo Ridolfi *), hatte sie als Cleopatra, Dario Varotari **) als Semiramis, Pietro Liberi ***) als Juno gemalt. Ihre imponirende Gestalt besaß etwas Majestätisches, das Jedem, der ihr nahte, ein Gefühl der Ehrfurcht einflößte. Auf ihrer hohen Stirn thronte ein königlicher Stolz, der ihrer Physiognomie einen beherrschenden, aber nicht gewinnenden Ausdruck lieh. Tarquinia war eine jener kalten, regelmäßigen

---

*) Carlo Ridolfi, geb. 1602 zu Lonigo im Gebiete von Vicenza, war eben so berühmt als Maler wie als Schriftsteller. Seine Lebensbeschreibungen der venezianischen Maler erschienen unter dem Titel: Le maraviglie delle arte, ovvero delle vite de pittori Veneti, Venezia 1648, 2 Bde. 4. Die Republik beschenkte ihn dafür mit einer goldenen Medaille, und Papst Innocenz X. ernannte ihn zum Ritter des goldenen Sporns. Nach Zanotti soll er 1658, nach Boschini aber erst zwei Jahre später gestorben sein.

**) Der Sohn Alessandro Varotari's, der unter dem Namen il Padovanino 1650 zu Padua gestorben ist.

***) Pietro Libero (geb. 1605, gest. 1687 zu Padua) hatte auch in Deutschland gearbeitet und war von dort als Graf, Ritter und reicher Mann nach Venedig zurückgekehrt, wo er wegen seiner Neigung, nackte Schönheiten im Tizian'schen Geschmacke zu malen, den Beinamen Libertino erhielt.

Schönheiten, die nicht gefallen, nur imponiren wollen und deßhalb trotz allen Reizes, der sie umgibt, mehr Abstoßendes als Anziehendes haben. Der Stolz, der in jedem ihrer Züge, in jeder ihrer Mienen, in jeder ihrer Bewegungen ausgeprägt war, machte sie rauh, ihr herrisches Benehmen unerträglich. Großgesäugt an den Brüsten sardanapalischer Verschwendung, liebte sie den größten Luxus, den üppigsten Aufwand. Armuth war in ihren Augen ein Gräuel, der Reichthum eine Tugend. Ihr Egoismus liebte Keinen als sich selbst, und Liebe, die Blume der menschlichen Gefühle, kannte sie nur dem Namen nach. Ihr Gemahl war ihr so gleichgiltig wie jeder andere Mann; aus Hunderten hatte sie ihn erwählt, nicht weil er jung und schön, nein, weil er reich, wie sie, und von alter vornehmer Familie war.

Zu den Anbetern dieser stolzen, marmorkalten Schönheit gehörte auch Giulio Gritti, der Neffe des Procurators von Sanct Marcus, ein Schulfreund ihres Gemahls, ein herzloser Mensch, welcher Freundschaft, Liebe und Treue, den schönsten Dreiklang aller Tugenden, für Phantome, Hirngespinste,

Seifenblasen hielt, die der leiseste Hauch zertrümmern kann. Giulio kannte nur ein Gefühl: das Gefühl der Wollust, die sich keine Gewissensbisse macht, das Heiligste auf Erden mit Füßen zu treten und alle Künste tückisch-schlauer Verführung, ja selbst List und Verrath, in Bewegung zu setzen, um früher oder später ihre Zwecke zu erreichen. In jedem weiblichen Wesen, das diesem Wüstling Gefallen eingeflößt hatte, sah er eine Beute, die als Opfer seiner unersättlichen Leidenschaft fallen mußte. Es galt ihm gleich, ob das Weib, das ihm gefiel, die Tochter des letzten Proletariers oder die Gattin eines ihm ebenbürtigen Edelmanns war.

— Das Herz aller Frauen (pflegte er zu sagen) ist aus Einem Teige geknetet. Wer Eines kennt, kennt Alle; wer Eines zu bethören versteht, vermag Alle zu bethören, gleichviel ob dieses Herz in der Brust einer Bettlerin oder einer Fürstin schlägt.

Die einzige Frau, die der Tactik seines frechen Verführungssystems bis jetzt siegreich widerstanden hatte, war Tarquinia Contarini. Aber eben darum hatte Henrico's Gemahlin mehr Reiz für ihn, als jedes andere Weib. Ihr unbeugsamer Stolz erweckte

in ihm den kühnen Wunsch, sie zu demüthigen, sie zu zwingen, diese undurchdringliche Kälte, mit der ihr Herz dreifach umpanzert schien, freiwillig abzuwerfen und ihn endlich zu erhören. Giulio hatte, um dieses Ziel zu erreichen, einen Plan entworfen, in dem Eifersucht und Rache als mächtige Bundesgenossen ihm zur Seite standen.

Eines Tages, als er Tarquinia, mit Pinsel, und Palette, vor der Staffelei eines fast vollendeten Bildes fand, blieb er verwundert stehen, heftete seine großen schwarzen Augen auf die schönen Züge des Portraits und fragte erst nach langer Pause:

— Signora, darf ich fragen, wer dieses Götterweib ist, das Eure Kunst auf diese Leinwand hingezaubert hat?

— Es ist Lucrezia, die Gemahlin Collatins.

— Und der Dolch in dieser üppig-schönen Hand?

— Ist der Rächer ihrer Schmach. Lucrezia will lieber sterben als sich den frechen Wünschen des Königssohnes Sextus fügen.

— Ich bewundere den kühnen göttergleichen Stolz, den Ihr diesen edlen Zügen eingehaucht.

Doch mehr noch als dies setzt mich eine Aehnlichkeit in Erstaunen, die Euer reizendes Bild mit einer Schönen hat, welche in Venedigs Mauern lebt.

— Ihr Name? fragte Tarquinia, ruhig fortmalend.

— Wird Euch unbekannt sein, erwiderte Giulio. Sie ist eine arme Judendirne, welche Lea heißt. Jung und Alt kennt sie unter dem Spottnamen der „braunen Ziege.“ Wunderbar, daß sie, die Euerm Bilde wie eine Hostie der andern gleicht, ganz das Gegenspiel von Lucrezia's stolzer Keuschheit, die Geliebte von halb Venedig . . .

— Mithin wohl auch die Eure ist, fiel ihm Tarquinia mit kaltem Spott in die Rede.

— Ihr irrt, edle Frau. Ich mag nicht lieben, was ein Gemeingut Aller ist. Meine Seele schwärmt nur für das, was jedem Andern unerreichbar scheint. Ihr, Signora, seid das erhabene, unbarmherzige Götterbild, zu dem ich zagend, zitternd, bittend, flehend emporschaue, um den Heiligenschein Eurer Schönheit mit nimmersatten Zügen einzuschlürfen.

— Ich glaube gar, Signor, erwiderte kalt und gemessen Henrico's Gemahlin, Ihr macht mir da,

hinter meinem Rücken, eine offene Liebeserklärung?

— Nennt es, wie Ihr wollt, aber zürnt mir nicht, wenn ich die Wahrheit rede.

Tarquinia, auf deren Lippen noch Niemand ein Lächeln gesehen, vermochte bei diesen Worten nicht, ernst zu bleiben. Sie kehrte sich um, betrachtete ihren Anbeter und fragte mit spöttischem Mitleid:

— Signor, habt Ihr Euern Verstand verloren?

— Tarquinia, Ihr habt ein Herz so hart wie Diamant.

— Euer Mienenspiel, mein guter Giulio, ist äußerst komisch und die Komödie, die Ihr spielt, höchst possierlich. Erlaubt, Signor, daß ich darüber lache.

— Ihr seid grausam, Signora. Ihr treibt mit meiner Liebe zu Euch ein frevelhaftes Spiel.

— Wie finster grollt Euer Blick, Signor! Wer Euch nicht näher kennt, der sollte meinen, Ihr hättet große Lust, meiner schwer beleidigten Lucrezia den scharfgeschliffenen Dolch aus ihrer Hand zu winden, um ihn rachekühlend in mein diamantenes Herz zu drücken. Fürwahr, Ihr spielt Eure Rolle ganz vortrefflich.

— Tarquinia, treibt Euern Spott mit mir nicht allzuweit. Bedenkt, Signora, daß mir andere Waffen als dieser gemalte Dolch zu Gebote stehen. Ein Wort, Ein Name vermöchte Euer stolzes Herz weit tiefer zu verwunden, als alle Mordgewehre unseres Arsenals!

— Signor, was wollt Ihr damit sagen? fragte Tarquinia, Pinsel und Palette wegwerfend und sich rasch erhebend.

— Was ich damit sagen will? wiederholte Giulio mit einem Anfluge bittern Hohnes. Etwas, das ich nicht sagen kann, nicht sagen darf.

— Warum? fragte sie in gebieterischem Tone.

— Weil es ein finsteres Geheimniß ist, das im volkreichen Venedig außer mir nur noch Eine Seele weiß.

— Und diese Eine? fragte Henrico's Gemahlin, von unheimlicher Neugier aufgepeitscht.

— Ist Lea, die „braune Ziege.“

— Was sagt Ihr? rief das stolze Weib, von demüthigender Ahnung durchschauert.

— Die Wahrheit, Signora, nichts als die Wahrheit!

— Die Geliebte einer ganzen Stadt, das verworfene Geschöpf, die gemeine Judendirne ist also ...

— Eure Nebenbuhlerin, Signora.

— Hab' ich denn auch recht gehört? O sagt es mir noch einmal, werther Freund. Lea ... ea ...

— Ist Henrico's Concubine.

— Herrlich! herrlich! rief sie mit unterdrückter Wuth. Nun, Freund Giulio, fuhr sie nach kurzer Pause fort, bewundert Ihr nicht den Geschmack meines Gemahls?

— Ich finde ihn abscheulich! erwiderte Gritti anscheinend empört.

— Sagt lieber: niederträchtig! Glaubt nicht, mein guter Freund, daß ein Gefühl von Eifersucht mich foltert. Verachtung, tiefinnige Verachtung ist's, die jede meiner Adern mit Rache schwellt. Wär' Henrico in heißer Liebe zu einer Dame meines Gleichens entbrannt, ich hätte gelacht und kein Wort darüber verloren. Ein Mann aber, der sich so weit vergessen kann, wie er, ein Mann, der ein elendes Geschöpf, eine jüdische Straßendirne mir, der Nichte des Podestà von Padua, mir, der Letzten der Participazio, mir Tarquinia Badoër vorzuziehen wagt,

ist ein Elender, der mir — von diesem Augenblick ein Gräuel — eine Welt zu Füßen legen könnte, sie würde sie und ihn verachtend von mir stoßen! — Ihr liebt mich, sagtet Ihr vorhin. Ich will's Euch glauben, doch unter der Bedingung nur, daß Ihr mir treu behilflich sein wollt, an ihm und ihr mein glühendheißes Rach'gefühl zu kühlen. Sprecht, Giulio, wo wohnt die Elende, die es gewagt, mit der Schwiegertochter des Dogen in die Schranken zu treten?

— Seit Kurzem wohnt sie am äußersten Ende des Fondamento delle Zattere, nicht fern von der Kirche degli Gesuati, Nummer 782, in einem kleinen, aber schmucken Hause*), das, prachtvoll ausgeschmückt mit Spiegeln und Teppichen, mit Bronze- und Marmorstatuen, mit den kostbarsten Bildern und den theuersten Blumen, Euer liebenswürdiger Gemahl der „braunen Ziege" zum Geschenke gemacht hat.

---

*) In demselben Hause starb neunzig Jahre später, am 11. November 1750, einer der berühmtesten Schriftsteller Italiens, der kaiserliche Historiograph und Hofpoet Apostolo Zeno.

— Und von wem, mein Freund, wißt das Alles Ihr so ganz genau?

— Von einem meiner theuer bezahlten Spürhunde, mit denen ich sie seit jenem Augenblick umringt, in welchem ich erfahren, daß Henrico, berauscht vom Reize ihrer frechen Schönheit, sich der zahllos langen Liste ihrer Liebhaber angeschlossen hat. Noch vor acht Tagen bewohnte die travestirte Danaë, in deren Schooß Euer verschwenderischer Gemahl jetzt einen Zechinen-Regen herabfallen läßt, eine ärmlich-finstere Kammer in der Calle Petrocchi. Der geheime Polizeispion dieser Gasse*) hatte mir kaum erzählt, daß die Jüdin urplötzlich, mitten in der Nacht, aus dieser Gasse verschwunden sei, als ich — nur Euch zu Liebe — meinen Spähern den

---

*) Fast jede Straße Venedigs hat noch jetzt einen geheimen Aufseher, welcher, Capo di Contrada genannt, einer der dort wohnenden Handwerker und in der Regel ein Schuster ist, der, vor seiner Wohnung unter freiem Himmel arbeitend, von frühem Morgen bequem das Treiben der ganzen Straße beobachten kann. Zur Zeit des Raths der Zehn soll die Republik Venedig gegen 10,000 solcher geheimer Aufpasser in ihrem Solde gehabt haben.

Auftrag gab, die neue Wohnung dieser Dirne auszukundschaften. Die „Taube von Zion" — so nennt sie Euer galanter Herr Gemahl — sie, die noch vor Kurzem ein Gemeingut Aller gewesen war, ist nun Henrico's ausschließliches Eigenthum, ein Monopol, um das ich ihn wahrlich nicht beneide.

— Wißt Ihr mir zu sagen, wann er bei ihr ist?

— Es vergeht kein Tag, an dem er nicht in den Armen dieser Hexe liegt, die ihn mit magischer Gewalt in ihren Zauberkreis festgebannt. Vor vier Wochen, als Ihr, der Doge und ganz Venedig Euern Gemahl, im Auftrag der Republik, in Padua geglaubt, war ich der Einzige seiner Freunde, welcher wußte, daß Henrico acht Tage und acht Nächte lang an der Brust seiner „braunen Ziege" geschwelgt. Fast täglich, sobald es zu dunkeln beginnt, eilt er in die Arme der jüdischen Circe und kehrt oft erst mit Anbruch des Morgens in die Arme seines betrogenen Weibes heim.

— Bei ihr also verbringt er seine Nächte! Giulio, habt Dank für den Dienst, den Ihr mir durch Offenbarung dieses Geheimnisses geleistet habt. Tar-

quinia Badoër weiß nun, was sie sich und ihrem befleckten Namen schuldig ist.

— Ihr brütet finstere Plane. Signora, was wollt Ihr thun?

— Etwas, was vielleicht noch kein Weib in ganz Venedig gethan ...

— Ihr wollt die Schmach, die der treulose Verräther Euch zugefügt, nicht überleben und Euch tödten?

— Seid Ihr toll oder haltet Ihr mich dafür? Ich mich tödten? Thor, wo denkt Ihr hin! Das verworfene Geschöpf soll seinen Frevel büßen.

— Und Henrico?

— Fragt mich nicht, Giulio! Ihr sollt es früh genug erfahren, wie die Letzte der Badoër sich zu rächen weiß. Lebt wohl, lebt wohl, mein lieber Freund.

— Und wann, göttliche Tarquinia, darf der treueste Huldiger Eurer Schönheit Euch wiedersehen?

— Wann Ihr wollt! Wann Ihr wollt!

Giulio ergriff Tarquinia's Hand, preßte sie ungestüm an seine brennendheißen Lippen, hauchte mit

flehender Geberde und unbeschreiblich weichem Ausdruck ihren Namen und entfernte sich.

VI.

Am Abende desselben Tages herrschte auf dem Fondamento delle Zattere, in jenem kleinen Hause, welches Giulio Gritti der Gemahlin Henrico's so genau bezeichnet hatte, nach der drückenden Schwüle des Tages die erquickende Ruhe einer milderfrischenden Mainacht. Der Mond träufelte sein Licht in den stillen Giudecca-Canal und verwandelte den zitternden Wellenschlag in ein glitzerndes Funkenmeer. Nur hin und wieder zog eine einsame Gondel, einem schwarzen Schwane gleich, geräuschlos auf dem farbensprühenden Rücken der Lagune hin. Jenseits der Giudecca ragte der prächtige Bau der Redentore-Kirche in die gestirnte Nacht empor. Diesseits des Canals in dem Hause, das die „Taube von Zion" bewohnte, herrschte ein stiller, wohlthuender Sabbatfriede. Durch die nur halbgeschlossenen Jalousien

drang die balsamische Kühle der milden Nachtluft in ein reizendschönes Gemach, an dessen Wänden die Meisterwerke der italienischen Malerschule in schwer vergoldeten Rahmen und auf Gestellen von glänzendem Malachit blendendweiße Marmorstatuen prangten, die sich in den hohen Venezianischen Trumeaux abspiegelten. In einem silbernen Käfig schaukelte sich auf bronzirtem Ring ein schneeweißer Papagey mit himmelblauer Huppe, einer der schönsten und seltensten Vögel der heißen Zone, und in zwei großen Nischen athmete ein Flor hundertfarbiger Blüthen exotischer Blumen ein unbeschreiblich schönes Aroma aus. Auf einem rothdamastenen Divan saß die schöne Jüdin und arbeitete beim Licht der traulichen Lampe an einem kostbaren Teppich. Lea, im Schooß drückender Armuth geboren, sah sich seit dem Tage, an dem der Sohn des Dogen ihr dies Asyl eingeräumt hatte, von verschwenderischer Pracht umringt, nach der sie sich nicht gesehnt, umgeben von Luxus den er ihr aufgedrungen hatte, um sie für alle Entbehrungen ihres frühern Lebens durch tausend Annehmlichkeiten einer schönen Häuslichkeit zu entschädigen. Während ihre großen schwarzen Augen auf

den bunten Arabesken ihrer Stickerei ruhten, beschäftigte sich ihr in träumerischen Zustand versenkter Geist mit dem Liebsten und Schönsten, das sie auf Erden besaß, mit dem Gegenstande ihrer glühendsten Anbetung, mit dem Liebenswürdigsten aller Männer, mit Henrico, welcher — Gemahl einer Andern — ihr Geliebter, ihr Abgott war. Wohl fühlte sie das Gefährliche dieser Liebe. Ihr prophetischer Geist sagte, daß unter diesem Teppich, auf dem sie fußte, eine Pulvermine schlummere, die das freundliche Asyl, diesen stillverborgenen Zufluchtsort unerlaubter Liebe, mit Einem Hauche in die Luft sprengen und sie und ihr ganzes Glück unter den Trümmern dieses Luxus, in dessen Schooße sie sich keineswegs heimisch fühlte, begraben konnte. Sie wußte, daß sie, mitten in dieser anscheinend sichern Lage, sich auf einem Vulkan befinde. Und darum war sie, umgeben von Pracht und Reichthum, tausendmal ängstlicher, unruhiger und besorgter als in der ärmlichen Kammer, die sie in der Calle Petrocchi bewohnt hatte. Dort war sie die geduldete Geliebte der ganzen Stadt, hier war sie die strafbare Maitresse des verheiratheten Dogen-Sohnes. Der kleinste

Verdacht, der geringste Argwohn der stolzen Tarquinia konnte die Aermste vom höchsten Glücksgipfel in den tiefsten Abgrund des Verderbens schleudern. War Henrico bei ihr, so wußte dieser die Sorgen, die wie drohende Gespenster sie Tag und Nacht umkreisten, durch die tausendmal wiederholte Versicherung zu verscheuchen, daß seine Liebe zu ihr für seine Gattin und ganz Venedig ein unerforschliches Geheimniß sei; aber wenn sie dann wieder allein war, dann erwachte von Neuem ihre Angst und malte ihr mitten in diesem Aufenthalte des Friedens und der Ruhe tausend schreckliche Bilder vor, die ihre Einbildungskraft peinigend auf die Folter warfen. Da gab es Augenblicke, in denen sie wünschte, sie hätte Tarquiniens Gemahl nie kennen gelernt, Augenblicke, in welchen sie sich in ihre frühere Armuth zurücksehnte. Sie begriff das Strafbare dieses Verhältnisses, das, einmal verrathen, sie dem rächenden Arme des Raths der Zehn, den Gesetzen der Inquisition, den Schrecken der Folter überliefern würde. Diese fortwährende Angst gönnte ihr, wenn sie sich, allein, ohne Henrico's Schutz befand, keinen Augenblick der Ruhe, und der Umstand, daß sie unter

ihrem Herzen ein Pfand seiner Liebe trug, verzehnfachte diese gerechte Angst, die, gleich einer Harpye, ihr jeden Augenblick der Freude vergiftete. Lea's Lage war eine der schrecklichsten.

Als die Glocken der Kirche San Giorgio die zehnte Stunde verkündeten, sah man auf dem einsam-öden Giudecca-Canal mit raschem Fluge eine Gondel vorübergleiten, der, fünfhundert Schritte hinter ihr, eine zweite folgte. In der ersten befand sich Henrico, der seiner schönen Jüdin gedachte und den Moment des Wiedersehens nicht erwarten konnte; in der zweiten saß Tarquinia, die ihn verfolgte, um sich zu überzeugen, ob Giulio's Anklage gegründet sei. In der einen Gondel schwelgte die Liebe, in der andern die Rache. Von den zehntausend Gondeln Venedigs gibt's wohl keine Einzige, die nichts zu beichten wüßte von einer der hunderttausend Leidenschaften, die das menschliche Herz zerwühlen. Wohl jede von ihnen weiß eine Geschichte von Liebe und Haß, von Verrath und Rache zu erzählen. Und wahrlich, Jules Lecomte hat nicht Unrecht, wenn er seine Verwunderung ausspricht, warum noch Keiner von allen Dichtern auf den Einfall gerathen

ist, die „Denkwürdigkeiten einer Gondel" zu schreiben.

„Die Geheimnisse der venezianischen Gondel, sagt einer unserer bessern Schriftsteller, sind, gleich denen des Menschenherzens, unermeßlich, unergründlich. Sie hat Alles erlebt, was das Leben Schönes und Häßliches, Erhabenes und Erbärmliches, Reizendes und Grauenvolles aufzuweisen besitzt; sie hat das Geflüster verborgener Liebe, wie das leise Gemurmel des Verrathes und der verderbensinnenden Rache, Verschwörungen gegen das Leben und das Eigenthum Einzelner vernommen; sie hat die schüchterne Ehebrecherin, wie das kecke Lächeln der sichern, selbstbewußten, intriguirenden Weltdame mit geheimnißvollem Schweigen bedeckt; Lauten- und Waffenklänge, Sehnsuchtsseufzer und Mörderflüche, Segnungen und Verwünschungen haben ihren verschwiegenen Busen durchdrungen; immer festen Schrittes hat sie, wie das dunkle Schicksal, die ihr Ueberantworteten bald zum traulichen Stelldichein, bald zum geschäftigen Rialto, bald zu der Seufzerbrücke, bald zum ewigen Carneval auf dem Marcusplatze und bald an ein Schiff zur

Knechtschaft und Verbannung geführt; mit einem Wort: die venezianische Gondel hat Alles erlebt, und nicht hundert Bände würden hinreichen, deren Mysterien zu erschöpfen.“

Während dieser flüchtigen Betrachtungen hat die erste jener beiden Gondeln ihr Ziel erreicht. Henrico, in seinen schwarzen, weitfaltigen Mantel gehüllt, verläßt das Fahrzeug, drückt seinem treuen, still verschwiegenen Gondelier eine Zechine in die Hand, ertheilt ihm den Auftrag, in die Stadt zurückzufahren und ihn erst zwei Stunden nach Mitternacht abzuholen; dann eilt er die Marmorstufen des Kais hinan und fliegt in das Haus der Geliebten.

Die Gondel seiner Gemahlin, die ihm mit dem Falkenblick eifersüchtiger Rache gefolgt war, hatte, während sie Henrico aussteigen sah, ihrem Führer den Befehl ertheilt, rasch umzukehren, damit nichts den Argwohn ihres Gemahls erwecke. Nachdem dieser ihrem Blicke entschwunden ist, treibt sie den Gondelier zur größten Eile an, nach dem kleinen Hause hinzusteuern, welches sie genau bezeichnet. Bald hat auch sie ihr Ziel erreicht. In dichte Schleier gehüllt, springt sie behende aus der Gondel hinaus,

befiehlt dem Führer, sie in der Nähe dieses Hauses zu erwarten, verschwindet, schleicht mit angehaltenem Athem, leicht und flüchtig wie eine Katze, die kleine Treppe hinan, legt ihr gespanntes Ohr an das Schlüsselloch der Thür, die sie vom Verräther trennt, und sieht ihn in den Armen, schwelgend an den Lippen ihrer Nebenbuhlerin, die ihn mit glühendheißer Liebeslust an ihr freudetrunkenes Herz drückt. So bleibt sie zehn Minuten ein starrer, unbeweglicher Zeuge ihres beiderseitigen Verraths und vernimmt dann folgendes Gespräch:

— Schon oft, geliebtes Leben, hab' ich Dich fragen wollen, für wen Du diesen Teppich stickst? Sprich, Lea, darf ich's wissen?

— Ich arbeite ihn für unsere Kirche, unsere alte Synagoge, und hoffe dadurch einen kleinen Theil meiner großen Sündenschuld abzubüßen.

— Meine fromme Taube hat niemals gesündigt!

— O spotte meiner nicht! Schwer habe ich gesündigt gegen den Glauben meiner Väter, gegen göttliches und menschliches Gesetz. Ich war eine

Sünderin und bin's jetzt vielleicht mehr als sonst. Ach Henrico!

— Sprich, holdes Kind, was trübet Deiner Augen lichten Sonnenschein? Welch ein Gedanke ist so grausam, Dich zu quälen?

— Seitdem ich weiß, daß Du verheirathet bist, sehe ich überall, wohin ich schaue, den zürnenden Schatten Deiner Frau, deren Stolz sich gedemüthigt, deren Ehrgeiz sich tief gekränkt fühlen muß, daß Du der reichen, vornehmen Patriziertochter ein blutarmes, zwiefach verstoßenes Geschöpf vorziehst.

— O nenne Dich nicht arm, denn bist Du nicht überreich an Reiz und Schönheit und reicher noch an rührend frommer Liebe, Treue und Entsagung? Wär' ich frei, drückte mich nicht ein verhaßtes Band, das nur Eigennutz, nicht gegenseitige Neigung geknüpft, ich zöge mit Dir in ein fernes Land, wo Dich Niemand kennt, um dort an Deiner Seite Venedigs Glanz und Alles um mich her zu vergessen, um Dir, nur Dir allein zu leben. Oft, süße Taube, gibt es Augenblicke, wo ich glaube, daß Du kein Geschöpf dieser Erde bist. Oft meine ich in Dir ein

feenhaftes Wesen, eine überirdische Zauberin zu sehen, die mich behext, mit übernatürlicher Gewalt an den Siegeswagen ihrer Reize festgekettet hat. Oft, wenn ich liebend Dich umfasse und an Deiner Lippen Purpur hange, bebe ich in stiller Furcht, daß Du meinen Armen Dich entwinden, einer Sylphenkönigin gleich in die blauen Lüfte Dich erheben und für mich auf ewig verloren sein kannst. Jetzt und immer scheinst Du mir ein Engel, dem ich die unsichtbaren Flügel wegküssen möchte, damit er, gezwungen, auf fremder Erde zu verweilen, mir nicht entschlüpfen kann. Du ängstigst Dich vor meiner Frau? Wie dann, wie soll sie es erfahren, daß Du mein Weib, mein Alles bist? Ihretwegen peinigst Du Dich fortwährend mit Gewissensbissen und Vorwürfen, die ungerecht sind. Nicht Du hast ihr meine Liebe geraubt . . . sie selbst hat durch ihren unbeugsamen Stolz, durch ihren unerträglichen Hochmuth, durch ihre markerstarrende Kälte meine Neigung auf ewig verscherzt. Dies herzlose Weib, das mich und Dich mit den Flechten ihrer Haare erwürgen, mit ihren Zähnen zerfleischen, mit ihren Nägeln zerreißen würde, wenn sie je etwas erführe, dieser Marmorblock

verdient weder Dein noch mein Mitleid. Tarquinia hat weder Herz noch Seele. Sie weiß nicht, was Liebe, sie weiß nur, was Stolz heißt. Tarquinia ist kein Weib, Tarquinia ist ein Wesen teuflischer Art.

— Henrico, schmähe sie nicht. Kannst Du sie nicht lieben, o dann achte sie wenigstens, denn sie ist Dein Weib!

— O wäre sie es nie gewesen, dann wäre mir wohler als jetzt, dann dürfte ich ungestraft um die Krone meiner Wünsche, um Deinen Besitz ringen, Dir zu Füßen sinken und Dir sagen: Lea, Königin meines Herzens, Seele meiner Seele, werde mein Weib, theile die Erde mit mir und den Himmel, der ohne Dich mir zur Hölle wird, rief Henrico und schloß die Jüdin von Neuem in seine Arme, drückte sie von Neuem an sein Herz und bedeckte ihr Gesicht mit liebetrunkenen Küssen.

Tarquinia befand sich in einem jener Seelenzustände, die keine Feder zu schildern vermag; während ihr Gemahl in den Wonnen des Paradieses schwelgte, erlitt sie die Qualen der Hölle: tausend giftgeschwollene Skorpione saugten ihr alles Blut

aus den Adern; tausend glühende Nadeln bohrten sich in ihr krampfhaft aufgeregtes Herz, das sie mit beiden Händen halten mußte, um dessen laute Schläge zu dämpfen. Sie sah, sie hörte Alles: sie knirschte mit den Zähnen, sie zerbiß sich die Lippen, daß Blut daraus floß. Doch bei all ihrer Wuth und tiefinnersten Empörung blieb sie still und ruhig, starr und unbeweglich wie eine mit Gehör begabte Bildsäule, die ein böser Geist an der glühendheißen Schwelle qualvoller Hölle festgezaubert hat, um hier mit ihren eigenen Ohren den Triumph ihrer Nebenbuhlerin, ihre eigene Schmach und Schande zu vernehmen. Sie hörte aus Henrico's eigenem Munde, wie er diese Jüdin, die in Tarquinia's Augen ein verworfenes Geschöpf war, in den Himmel hob, mit welcher Gluth und Verblendung er sie liebe, daß er diese gemeine Dirne, im Schlamm der Sünde untergegangen, für ein überirdisches Wesen, für eine Fee, für eine Zauberin halten konnte. Zum ersten Mal in ihrem Leben regte sich in ihr das Gefühl des Neides . . . die stolze Badoër beneidete die arme Lea um die Macht ihrer Schönheit. Ja, ja, dachte sie bei sich, dieser Auswurf

ihres Geschlechts, diese verruchte Sünderin muß ein natürliches Wesen, eine Zauberin, eine Hexe sein, um solche Gewalt über Henrico's Herz und Sinne zu gewinnen. Das war der Gedanke, der sie aufrecht erhielt; an ihm klammerte sie sich an; an ihm rankte sich ihre Rache empor. Sie raffte alle Kraft, allen Muth zusammen, schwankte leise die Treppe hinab und erreichte nach wenigen Schritten die Gondel, in die sie sich erschöpft und aufgelöst hineinwarf.

VII.

Die ersten Augenblicke blieb Tarquinia regungslos. Sie wollte mit dem Gondelier reden und konnte es nicht; sie wollte weinen und vermochte es nicht. Ihre Zunge war am Gaumen festgewurzelt, ihr Auge starr und thränenlos. Ein böser Dämon, der ihr Hirn zerwühlte, führte ihr in Gedanken das Alles noch einmal vor, was sie kurz vorher an jener Thür gehört und gesehen hatte. Sie wollte sich aus ihrem tauben Schmerze, aus ihrer dumpfen

Verzweiflung, aus ihrer ohnmächtigen Wuth emporraffen und brach von Neuem zusammen. So blieb sie zehn Minuten besinnungslos auf dem Kissen der Gondel hingestreckt.

Endlich kam sie wieder zu sich. Sie öffnete die beiden Fenster und fühlte sich bald darauf durch die frische Luft, die hineindrang, neu belebt, frisch gestärkt. Sie streifte das aufgelöste Haar aus der Stirne und rief mit fester Stimme:

— Taddeo!

— Signora, was steht Euch zu Befehl?

— Zünde Deine Handlaterne an!

Der Gondelier trieb sein Fahrzeug rasch ans Ufer und machte dort einen Augenblick Halt, um sich Licht zu verschaffen. In zwei Minuten war Tarquiniens Befehl erfüllt und die Gondel wieder im raschen Zuge nach der Piazzetta.

Im Innern des matt erleuchteten Fahrzeuges saß Henrico's Gemahlin, deren Züge sich plötzlich verklärt hatten. Rasch zog sie ein kleines, reichgesticktes Taschenbuch hervor, nahm den Bleistift und schrieb auf eines der weißen Blätter ein paar flüchtige Zeilen, deren Inhalt jede ihrer Mienen mit

dämonischer Freude erfüllt. Aus ihren glänzend-schwarzen Augen sprühten die Funken dämonischer Rache; ihre Lippen umblitzte ein teuflisches Lächeln. Mit unbeschreiblicher Wollust riß sie aus ihrem Buche das beschriebene Blatt heraus, überlas den Inhalt und triumphirte.

— Du sollst mein Rächer sein! rief sie aus und küßte das verhängnißvolle Blatt.

Bald darauf langte die Gondel am Kai der Piazetta an.

— Halt! rief sie ihrem Führer zu.

Dann sprang sie rasch heraus, befahl dem Gondelier, sie hier zu erwarten, und eilte dann über den Platz in den Hof des Dogenpalastes. Dort angekommen, flog sie die Riesentreppe *) hinan, wendete sich rechts, warf dort in den ersten Löwenrachen **) das beschriebene Blatt hinein, rannte

---

*) Die Scala de'giganti (zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Antonio Bregno gebaut) hat diesen Namen von den zwei riesengroßen Bildsäulen des Neptun und Mars erhalten, die oben auf der Treppe stehen. Zwischen diesen beiden Statuen sollen die spätern Dogen gekrönt worden sein.

**) In diese Löwenrachen warf der Angeber seine geheimen

dann so schnell, als ob sie von Gespenstern gejagt würde, die Treppe hinab, erreichte den Hof, die Piazzetta und bald darauf die Gondel, die ihrer harrte. Aber das Licht darin war erloschen.

In demselben Augenblick flog das Fahrzeug vom Ufer fort. Als Tarquinia in das Innere trat, um sich dort niederzulassen, rief eine Stimme ihr entgegen:

— Erschreckt nicht, Signora!

— Wer da? fragte Tarquinia, die entsetzt zusammenfuhr, weil sie diese Stimme sogleich erkannt hatte.

— Giulio ist's, der aufrichtigste Eurer Huldiger, der treuste Eurer Bewunderer, der glühendste Eurer Verehrer . . .

— Was wollt Ihr?

Anklagen hinein. Es waren kleine Oeffnungen, die in den Wänden des Dogenpalastes, vieler anderen Staatsgebäude und auch an einigen Kirchen angebracht waren. Die meisten dieser Löwenrachen sind jetzt verschwunden; einen derselben, der vollständig erhalten ist, erblickt man noch jetzt am Eingange der Kirche San Martino in der Nähe des Arsenals. Unter diesem Löwenrachen liest man eine italienische Inschrift, welche auffordert, Jeden, der gegen Staat oder Kirche gefrevelt hat, sofort zu denunciren.

— Engelsüßes Weib, Eure Schönheit anbeten, Eure Reize bewundern mit der ganzen Kraft meiner Seele, rief Gritti, seinen starken Arm um ihren schlanken Leib schlingend.

— Unverschämter Thor, laßt mich los! schrie Tarquinia und versuchte, sich von ihm loszureißen.

— Setzt Euch auf meinen Schooß, Tarquinia, und hört mich ruhig an.

— Schweigt, ich mag nichts von Euch hören. Einem Banditen gleich habt Ihr Euch unter dem Schutze der Nacht in meine Gondel hineingewagt. Flieht, sag' ich Euch, oder ich rufe um Hilfe.

— Versucht's, Signora! erwiderte Giulio mit spöttischem Lächeln, Tarquinia auf seinen Schooß niederziehend.

— Taddeo, Taddeo! schrie Henrico's Gemahlin mit steigender Angst.

— Signora, schreit Euch nicht umsonst die Kehle wund. Taddeo, einer der Spürhunde, die in meinem Solde stehen, ist auf mein Geheiß so taub, daß er die Stimme eines Stentors, ja selbst die Posaunen des Weltgerichts nicht hören würde. Seid also klug

und macht keine vergebliche Anstrengung, Euch meinen Armen zu entwinden. Hört mich an, Tarquinia. Ihr habt Euern Gemahl, ich habe Euch verfolgt. Ich sah Euch ins Haus seiner Geliebten schleichen und harrte so lange, bis Ihr, zurückkehrend, Euch in diese Gondel warft. Dann flog meine Gondel der Euern nach. Als Ihr, an der Piazzetta aussteigend, Euerm Führer zu warten befahlt, eilte ich in Euere Gondel, um Euch hier zu erwarten; einer meiner Spürhunde folgte Euch in den Dogenpalast; dort angelangt, warft Ihr im Corridor zu rechter Hand einen Zettel in den Löwenrachen. Ich habe ihn nicht gelesen und dennoch weiß ich dessen Inhalt so genau, als ob ich ihn selbst geschrieben hätte. Ich kenne das Herz der Weiber und weiß, daß ihr beleidigter Stolz, ihr gekränkter Ehrgeiz der grausamsten Rache fähig ist. Ihr habt die Jüdin als Hexe und Euern Gemahl als Ehebrecher der Inquisition, dem Rathe der Zehn überliefert. Ihr seht, Tarquinia, daß ich Alles, Alles weiß, und dennoch will ich Euch nicht verrathen, wenn Ihr nicht länger die Spröde spielen, Euch meinen Wünschen fügen wollt.

— Elender! Nimmermehr!

— Gut, dann will ich augenblicklich Euch verlassen und hin zu dem armen Henrico eilen, um ihm zu sagen, daß sein liebloses, rachsüchtiges Weib ihn und das Liebste, was er auf Erden besitzt, Lea, die schmucke Jüdin, die „braune Ziege," dem Arme der Inquisition, dem Schwerte des unerbittlichen Gesetzes, der Folter und dem Tode überliefert hat.

— Wie? Giulio will mich verrathen?

— Um Henrico zu warnen und ihn und Lea zur Flucht zu bewegen.

— Bleibt, Giulio, bleibt! Entführt mir die Opfer meiner gerechten Rache nicht! Beide müssen zur Sühne ihres Frevels fallen, so wahr ich die Letzte der Badoër bin!

— Das verheerende Feuer kühner Rache sprüht aus Eurem Auge, glüht auf Eurem Antlitz. Noch nie seid Ihr mir so schön erschienen, wie eben jetzt, wo Ihr den Tod Eures Gemahls und seiner Liebe beschworen habt. Kommt, Tarquinia, kühlt an meinem Busen Eurer Wangen Gluth!

— Laßt mich los, Giulio! In diesem Augenblick hat mein Herz nur Raum für Ein Gefühl: für

das Gefühl der Rache! Wenn Henrico's Haupt und das der elenden Jüdin dem Schwerte der Gerechtigkeit anheim gefallen sind, dann will die Wittwe Euch erhören!

— Jetzt oder nie! rief Giulio und versuchte nun mit Gewalt zu erzwingen, was sie ihm freiwillig nicht gewähren wollte.

Tarquinia raffte ihren männlichen Muth und ihre ganze Kraft zusammen, um sich zu wehren. Sie griff nach dem Gürtel ihres Kleides und vermißte ihren Dolch. Giulio hatte ihn kurz vorher, um sie wehrlos zu machen, unbemerkt aus der Scheide gezogen.

— Weh mir, ich bin verloren! rief sie.

— Ihr seid's, wenn Ihr Euch nicht ergebt.

— Noch aber bleibt mir eine andere Waffe! Die Natur hat mich mit Nägeln begabt. Mit diesen Nägeln will ich Euch zerfleischen, wenn Ihr mich anzutasten wagt.

— Dein Sträuben, stolzes Weib, verdoppelt meine Begierde; sei keine Närrin, schmuckes Kind, folge der Stimme der Natur und erhöre meiner Liebe

heißes Flehen! rief Giulio und drückte sie an seine Brust und bedeckte sie mit Küssen.

Tarquinia benutzte diesen Augenblick, entwandte ihm den Dolch und wollte ihn muthig ins Herz des Verführers stoßen, als Giulio das blitzende Eisen mit dem Arme auffing und es kräftig ihrer schwachen Hand entriß.

— Reize nicht meinen Zorn! schrie Gritti. Ergieb Dich oder stirb!

— Lieber sterben als mich zwingen lassen, was ich Dir nicht freiwillig gewähren will.

— Wohlan, so stirb! rief Giulio und stieß, von Zorn und wilder Sinnenlust übermannt, den Dolch in ihre Brust.

— Jesus! schrie Tarquinia und sank todt auf den Boden der Gondel hin.

— Es ist geschehen! sagte Gritti zu sich selbst. Sie ist nun mein, ganz mein!

Taddeo, der bis dahin still und stumm das ganze Gespräch und den verzweifelten Kampf belauscht hatte, stimmte jetzt, wo der Todesstreich gefallen und Tarquinia ein willenloses Opfer von Giulios

hirnverbrannter Leidenschaft war, die heitere Barcarole an:

La notte se bella,
Fa presto, Ninetta,
Andamo in barchetta
I freschi a chiopar.
Che gusto contarse,
La soletti in laguna,
Al chiaro de Luna
Sentirsi a vogar.

Und der helle Mond goß sein keusches Licht auf die dunkeln Gondeln, in deren geheimnißvollem Innern ein himmelschreiender Mord, ein fluchwürdiger Frevel verübt worden war.

VIII.

Bald darauf fragte Giulio den Gondolier:

— Taddeo, was fangen wir nun mit dieser schönen Leiche an?

— Signor, wie könnt Ihr da noch lange fragen? Ihr helft mir, sie in's Wasser werfen.

— Wirst Du auch nie mich verrathen?

— Was fällt Euch ein? Ist nicht Taddeo der treueste Eurer Diener?

— Das weiß ich und darum traue ich Dir mehr als jedem Andern. Für Dein Schweigen, alter Bursche, sollst Du reichlich belohnt werden.

— Ich kenne Eure Großmuth und weiß, daß sie mir nichts schuldig bleibt. Uebrigens macht Euch wegen des kleinen Abenteuers keine allzugroßen Skrupel. So etwas geschieht ja in unserm lieben Venedig oft zehnmal in einem Jahre! Ich wills Euch nur gestehen: ich habe das stolze Weib, das unser Einen wie einen Hund behandelt hat, nie leiden mögen. Ueberdies bin ich ein Castellano und sie und ihr Vater, der übermüthige Podestà von Padua, gehörten zur verhaßten Partei, der meine Feinde, die Nicolotti, dienen. Und schon aus dieser Ursache ist Eure That in meinen Augen gerechtfertigt, denn auch Ihr seid Einer der Unsrigen. Wollen wir die Leiche hier in den Canal hinabgleiten lassen?

— Nein, unten am äußeren Ende desselben, in der Nähe des Lido, können wir uns ihrer mit größerer Sicherheit entledigen. Spute Dich, Freund

Taddeo, sagte Giulio und kehrte ins Innere der Gondel zurück.

Der Castellano ruderte mit bewundernswürdiger Gemüthsruhe und in so heiterer Seelenstimmung, als ob nichts vorgefallen wäre, auf den Lido zu und sang unterweges die Strophe eines Spottliedes:

O Teresina, la mama te domanda.
„La mama me domanda? Cosa voi da me?"
La te vol dare a un zovene*) Nicolotto.
„Un zovene Nicolotto, no lo voi, no, no!
Che tutti i zorni*) il me fa magnar i sepe
Che fa magnar i sepe, no lo voi, no, no! **)

In der Nähe des Lido angelangt, verkündeten die ehernen Zungen der Sanct-Marcusglocken die

---

*) Der venezianische Dialect verwandelt die Sylben gio und giu in zo und zu und spricht zovene und zorno, statt giovene und giorno.

**) Herr von Binzer, der dieses Lied dem Werke des Herrn Jules Lecomte entlehnt hat, giebt dazu folgenden Commentar: „Dies ist der Spottgesang der Castellani und Nicolotti. Das Mädchen will den Nicolotto nicht, weil er ihr täglich sepe, d. h. Dintenfische zu essen giebt, die bekanntlich einen schwarzen Saft haben; schwarz aber ist die Farbe der Nicolotti. Wenn einer dieser Nicolotti dieses Lied singt, verwandelt er das Wort Nicolotto in Castellano und die sepe in gambari; denn die Krebse sind roth und roth ist die Farbe der Castellani."

Stunde der Mitternacht. Die Gondel machte Halt. Taddeo erfaßte mit Hilfe Giulios die Leiche, deren Kleider zerrissen waren, und versenkte sie mit dem Glockenschlage Zwölf in den verschwiegenen Schooß der Lagunen.

— Mich dauert nur der arme Mann, der Sohn unseres Dogen, sagte Taddeo.

— Er wird uns im Stillen Dank wissen, daß wir ihn von diesem hochmüthigen Weibe befreit haben. Während wir sie hier ohne lange Feierlichkeit ins nasse Grab gelegt haben, schwelgt er an der Brust der „braunen Ziege.“

— Ihr meint die schwarze Jüdin, die auf dem Fondamento delle Zattere wohnt ...

— Kennst Du die schöne Lea?

— So gut wie Euch, Signor. Als sie noch in der Calle Petrocchi gewohnt, hab' ich ihr mehr als einen hübschen Fremden zugeführt und nicht von ihm allein, auch von ihr, manch gutes Trinklied erhalten. Und dafür bleibe ich ihr der armen Dirne, obgleich sie Jüdin ist, ewig gut und dankbar. Wohin, lieber Herr, befehlt Ihr nun, daß ich Euch führen soll?

— Kehr' um. Am äußersten Ende der Riva will ich aussteigen, zuvor aber noch zwei Zeilen schreiben . . . zünde rasch die Laterne an.

Nachdem dies geschehen war, riß er aus Tarquinia's Taschenbuch, das er, wenige Augenblicke vorher, auf dem Boden der Gondel gefunden hatte, ein Blatt heraus und schrieb mit demselben Stift, mit welchem Tarquinia die geheime Anklage ihres Gemahls und der Jüdin hingeworfen hatte, eine neue, noch viel schrecklichere Denunciation nieder. Sie lautete:

„Eine Viertelstunde vor Mitternacht hat Henrico Contarini, der Sohn des Dogen, der seit Monden mit einer jüdischen Hexe in wilder Ehe lebt, seine rechtmäßige Gemahlin, die fromme tugendhafte Tochter des Podestà von Padua, Tarquinia Badoër, mit der er eine nächtliche Spazierfahrt auf dem großen Canale gemacht, im Innern der Gondeln ermordet und ihren Leichnam in den Schooß der Lagunen versenkt.

Der Gondelier."

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Noch in derselben Nacht warf Giulio Gritti diese Anklage in den Löwenrachen der Sanct-Markus-Kirche.

IX.

Es scheint uns hier am rechten Orte, unserm Leser einen Blick in das geheimnißvolle Räderwerk der venezianischen Staatsmaschine zu gestatten, um ihm und uns ein Paar Augenblicke Zeit zu lassen, sich auf die Katastrophe unserer Erzählung vorzubereiten.

Die Seele der venezianischen Republik, die souveräne Macht dieses vielfach verzweigten Staatskörpers, die Quelle aller Regierungsgewalt war der große Rath, die Vereinigung aller Patrizier, an deren Versammlungen, Berathungen und Beschließungen jeder Nobile, der das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte, Theil zu nehmen berechtigt war. Zu Gunsten der jungen Aristokratie wurden dreißig Nobili schon im Alter von einund-

zwanzig Jahren zugelassen *). Die gesetzgebende Gewalt lag also in den Händen des Adels, der aus ungefähr zweitausend Gliedern bestand. Das Volk, von allen öffentlichen Verhandlungen wie von allen Staatsämtern ausgeschlossen, war — gleichwie noch jetzt in so vielen andern Staaten — eine willenlose Null, deren erste Pflicht „blinder Gehorsam" hieß. Der große Rath wählte aus seinem Schooße einen aus dreihundert Mitgliedern zusammengesetzten Senat, dem das Recht zustand, die vom großen Rathe in Vorschlag gebrachten Gesetze anzunehmen oder zu verwerfen, Krieg zu erklären, Bündnisse und Frieden zu schließen, die öffentlichen Aemter zu vergeben, Adel- und Bürgerrechte zu verleihen, die Finanzen zu verwalten, Anleihen zu eröffnen, die Abgaben zu bestimmen, Münzen schlagen zu lassen u. s. w. An der Spitze des Senats stand der Doge; außer ihm gehörten zu dieser Körperschaft die neun Procuratoren von Sankt Marcus; die Signoria, bestehend aus den sechs Ministerräthen des Dogen; die drei Präsidenten der Quarantien; sämmtliche

---

*) Zu diesen gehörte auch Giulio Gritti.

Mitglieder des Raths der Zehn; alle vierzig Mitglieder der Criminal-Quarantie; die sechs Avogadoren oder Staatsanwalte (die drei ausscheidenden und die drei eintretenden); der abgehende und der neuerwählte Censor; sechszig vom großen Rathe erwählte Senatoren; eben so viel zugesellte Senatoren (Pregadi); dreizehn Secretäre; fünfundfünfzig Aspiranten, von welchen jedoch nur fünfundzwanzig mit zu stimmen berechtigt waren; die abgehenden oder zurückkehrenden Gesandten; die Ex-Podestà's oder gewesenen Civil-Gouverneure der Provinzen, und sechzehn Savj, von denen aber blos sechs — Ober-Savj genannt — stimmfähig waren. Der aus dem Schooße der neun Procuratoren erwählte Doge war nur ein Schattenbild souveräner Macht, eine Marionette in den Händen des Alles leitenden Senats. Der Doge durfte nur in Gegenwart seiner vom großen Rathe ihm zugetheilten Räthe *) Briefe vom Auslande eröffnen; ohne sie durfte er keine Depeschen an die venezianischen Gesandten abgehen lassen,

*) Die Mitglieder der Signoria wurden auf acht Monate gewählt.

den fremden Gesandten weder Audienz noch Antwort ertheilen, bevor er darüber mit der Signoria Berathung gepflogen; er durfte außerhalb des venezianischen Freistaats keine Güter besitzen und konnte nur mit Bewilligung des großen Raths seine Residenz verlassen. Ja selbst seine Söhne durften ohne Erlaubniß der souveränen Macht das venezianische Gebiet nicht überschreiten, keinen Handel treiben und von keinem auswärtigen Fürsten Orden oder andere Geschenke annehmen. — Die sechs Räthe des Dogen waren berechtigt, ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unangemeldet zu stören und seine Papiere untersuchen zu dürfen. Bei alle dem wurde diesem Schattenherrscher, dessen Willen sklavisch gebunden war, eine wahrhaft königliche Huldigung zu Theil. Der Secretär, welcher ihm die Beschlüsse des Senats zur Unterschrift vorzulegen hatte, mußte jene ihm knieend überreichen. — Die Rechtspflege wurde von vier Gerichtshöfen verwaltet, von welchen die ersten drei aus vierzig, der vierte nur aus fünfundzwanzig Mitgliedern zusammen gesetzt waren. Sämmtliche Mitglieder dieser vier Tribunale — sie mußten Nobili sein — wurden vom großen Rathe

erwählt. Die drei ersten Tribunale wurden wegen der Zahl ihrer vierzig Mitglieder Quarantien genannt. Die erste unter diesen dreien, die Criminal-Quarantie, wählte aus sich selbst ihre Präsidenten, jedoch immer nur auf zwei Monate. Dieser Gerichtshof, unumschränkter Richter in peinlichen Prozessen, besaß zwar das Recht der Begnadigung, hatte aber niemals davon Gebrauch gemacht. Außerdem bestand noch — seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts (1310 unter Pietro Gradenigo) — ein Consiglietto de'Dieci, der Rath der Zehn, eine Art unheimlichen, schreckenvollen Vehmgerichts, das, seinen Ursprung einer blutigen Verschwörung verdankend, Anfangs aus zehn Nobili, die das vierzigste Jahr erreicht haben mußten, zusammengesetzt war. Dies furchtbare Tribunal — mit unbeschränkter Machtvollkommenheit und ohne Verantwortung ursprünglich nur auf zwei Monate gewählt — wurde später auf fünf Jahre verlängert und 1335 unter dem Dogen Giovanni Dandolo für permanent erklärt. — Aus dem Schooße dieses Zehnmänner-Gerichts ging unter dem Dogen Francesco Foscari (zwischen 1423 und 1457) ein noch weit furchtbare-

res Tribunal — die Staatsinquisition — hervor. Sie bestand aus drei Inquisitoren, von denen zwei aus dem Rathe der Zehn und einer aus den sechs Mitgliedern der Signoria hervorgingen. Die Personen, auf welche die von den Decemviren geleitete Wahl fiel, blieben für ganz Venedig ein Geheimniß. Die Function der zwei Mitglieder vom Rathe der Zehn dauerte ein ganzes Jahr, während die des Mitglieds der Signoria nur acht Monate währte. Später — wir wissen nicht, unter welchem Dogen — wurde noch ein vierter überzähliger Inquisitor ernannt, um mit zwei der Fungirenden vereint über den Dritten richten zu können.

Ganz Venedig kannte die Existenz dieser schauerlichen Vehme, Keinem aber waren die Mitglieder derselben bekannt. Diese Staatsinquisitoren waren keiner andern Regel, als der verlangten Uebereinstimmung in ihren Sentenzen unterworfen. Der Ort ihrer Sitzungen, die Wege der Ermittelung, die Wahl der Strafe, die Anwendung der raffinirtesten Folterqualen, das Geheimniß oder die Oeffentlichkeit der Vollziehung der Sentenz, dies alles blieb dem Gewissen der drei Richter überlassen. Vom letzten

Bürger bis zum ersten Staatsdiener hinauf war ganz Venedig der despotischen Gewalt, der dictatorischen Tyrannei dieses Vehmgerichts unterworfen, vor dem selbst der Doge zitterte, denn diese Inquisitoren hatten das Recht, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in jedes Zimmer der Wohnung des Dogen einzudringen und seine Papiere zu untersuchen; jede Behörde war der Staatsinquisition unterworfen. Zahllose Spione einer geheimen Polizei, furchtbarer als irgend anderswo, und öfters aus den höchsten Ständen, drängten sich in jedes Haus, in jede Familie, in jede Gesellschaft ein; kein Wort ging verloren, kein Geheimniß blieb diesem Tribunale verborgen: es hatte, mit tausend Ohren und tausend Augen begabt, einen Schlüssel zu jeder Thür, einen Spion hinter jeder Wand.

Kehren wir zum Rathe der Zehn zurück. Der Wirkungskreis dieses „alles wissenden und nichts verzeihenden," Gerichts umfaßte alle Angelegenheiten, welche mit der Sicherheit des Staates zusammenhingen, alle Criminalanklagen, in welche Adel und Geistlichkeit verflochten waren; vor seinen Rich-

terstuhl gehörten alle Verbrechen, die außerhalb Venedigs und der Lagunen oder auf Barken verübt wurden, die Bestrafung jeder Beleidigung, die man sich während der Carnevalszeit gegen die Maskenfreiheit zu Schulden kommen ließ; ihm allein standen die Entscheidungen in Sachen des Ehebruchs, der Entführungen, der Gotteslästerung, des Kirchenraubs und anderer schweren Kirchenfrevel, alle Angelegenheiten der Presse und die Polizei des Buchhandels zu. — Wenn der Rath der Zehn die Anzeige eines begangenen Verbrechens erhielt, so wurde sie einem der drei Präsidenten zugetheilt, der den Angeklagten sofort verhaften ließ, ihn und die Zeugen vernahm und nach geschlossenem Verhöre den beiden andern Präsidenten darüber Bericht erstatten mußte. Die Präsidenten waren dann im versammelten Rathe der Zehn Ankläger und Richter in Einer Person. Der Angeklagte erhielt keinen Vertheidiger; keiner der Zeugen wurde ihm gegenüber gestellt. Einmal verurtheilt, blieb es dem Gerichte überlassen, den Verbrecher hängen, ersäufen oder im Gefängniß erdrosseln, ihn, ganz nach Willkür, heimlich oder

öffentlich hinrichten zu lassen. Diese blutigen Sentenzen „Derer von Oben" — wie das Volk diese Vehmrichter genannt — waren nie mit den Namen der Richter, sondern stets mit den drei verhängnißvollen Buchstaben C. D. X. (Consiglietto de X.) unterzeichnet. Ganz Venedig las diese geheimnißvollen Urtheile und war Zeuge der Vollstreckung derselben; aber Niemand wagte zu murren, aus Furcht vor der Tyrannei dieses Tribunals. Die Gefängnisse der Bleidächer und der unterirdischen Brunnen im Dogenpalaste waren die Aufenthaltsorte seiner unzählig vielen Schlachtopfer. Wurde einer der Beamteten der Republik ins Gefängniß abgeführt, so machte der Rath der Zehn dem großen Rathe die einfache Anzeige, daß das Amt, welches Jener bekleidet hatte, erledigt sei. — Unter dem Dogen Marino Grimani wurde (1605) die dictatorische Macht dieses furchtbaren Tribunals zwar blos auf Unterdrückung von Verschwörungen gegen die Sicherheit des Staats beschränkt und verfügt, daß dasselbe nur mit Hinzuziehung des Dogen und der Signoria sein Urtheil fällen durfte; dessenungeachtet fuhr er

fort, mittelst der Staats-Inquisition sein blutiges Richteramt ungestört auszuüben *).

X.

Als Henrico Contarini, aus den Armen Lea's in seine Wohnung heimkehrend, auf seine Frage, wo seine Gemahlin sich befinde, von einer ihrer Dienerinnen die Antwort erhielt, daß sie, gegen Eilf, ohne Begleitung ausgegangen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt sei, bemächtigte sich seiner eine dunkle Ahnung, die ihn mit unheimlicher Besorgniß erfüllte. Eilig sandte er alle seine Diener aus, um Tarquinia bei seinem Vater und allen ihren Verwandten aufsuchen zu lassen. Erst gegen Morgen kehrten sie mit der

*) Eine ausführliche Schilderung dieses im Finstern ohne Gesetz richtenden Tribunals findet der Leser in Paolo Sarpi's Historia dell' origine, forma, leggi ed uso dell' officio dell' Inquisizione nella città et dominio di Venezia, o. O. 1639. 4. Venez. 1675. 12. und in Daru's Histoire de la république de Vénise, Par. 1828. 8 Bde. 12.

Nachricht zurück, daß Signora nirgends zu finden sei. Obgleich müder als je, gönnte er sich keinen Augenblick der Ruhe und des Schlafes und eilte zu seinem Freunde Giulio, um sich bei ihm Rath und Auskunft zu holen.

Er fand ihn in den Armen eines süßen, sorglosen Schlummers und wartete einen Augenblick; dann aber weckte er ihn.

— Was giebts? fragte Gritti erwachend.

— Verzeih', daß ich zu so früher Morgenstunde die Ruhe Deines Schlafes störe; aber ein unbeschreibliches Gefühl unerklärbarer Angst treibt mich zu Dir, um Dich zu fragen, ob Du weißt, wo sich meine Frau befindet?

— Wo Deine Frau sich befindet? wiederholte Giulio, ihn angähnend. Woher soll denn ich das wissen?

— Ich dachte, Du würdest mir Auskunft geben können.

— Ich habe sie seit gestern Morgen nicht wieder gesehen; seit wann fehlt sie Dir?

— Seit gestern Nacht!

— Und Du kommst, sie bei mir zu suchen?

fragte Gritti, sich den Schlaf aus den Augen reibend. Weißt Du nicht, daß Deine Frau, ein Musterbild stolzer Tugend, nie meine Freundin gewesen ist? Vielleicht ist sie zu einem ihrer Verwandten nach Padua gereist.

— Auch ich vermuthe das und will ...

— Was willst Du? fragte Giulio, beide Arme gähnend ausgestreckt.

— Mir bei Dir eine halbe Stunde Ruhe gönnen und dann nach Padua eilen, um Tarquinia dort aufzusuchen. Giulio, willst Du mich begleiten?

— Recht gern, doch nicht so früh, denn gegen zehn Uhr erwarte ich den Besuch der hübschen Sängerin Constanza, die gestern Abend im Theater San Cassiano als Elena in Cavalli's gleichnamiger Oper einen neuen Triumph gefeiert hat, zu dem ich — wie Du Dir denken kannst — mein Scherflein beigetragen habe. Ich liebe dieses üppige Weib, das eine Nachtigall in der Kehle und den Teufel im Leibe hat. Constanza hat versprochen, heute bei mir zu frühstücken. Willst Du uns Gesellschaft leisten?

— Ein andermal, nur heute, nur jetzt nicht,

denn ich stehe auf glühenden Kohlen und fühle eine unbeschreibliche Angst ...

— Thor, wofür fürchtest Du Dich?

— Das weiß ich selber nicht; doch sagt mir ein unbestimmtes Gefühl, eine Ahnung, der ich nicht Meister werden kann, daß heut in der Nacht etwas vorgefallen ist, was mir Unglück bringen wird.

— Wie kann man so albern sein, sich von Ahnungen einschrecken zu lassen?! Frage Dich doch selbst, was geschehen sein kann? Wo warst Du gestern Abend?

— Bei Lea!

- Ah! Und wie befindet sich das schöne Kind?

— Wohl, ganz wohl.

— Hast Du die Nacht bei ihr zugebracht?

— Erst drei Stunden nach Mitternacht hab' ich sie verlassen ...

— Ihretwegen also brauchst Du, wie ich glaube, nicht besorgt zu sein ...

— Aber meine Frau?

— Cospetto! Es ist das erste Mal, daß ich Dich um sie besorgt sehe. Wie oft hast Du mir gebeichtet, daß ihre Schönheit Dich kalt und gleich-

giltig läßt, weil ihr Stolz etwas Abstoßendes hat. Und leider hab' ich Dir Recht geben müssen; die gute Frau ist entsetzlich prüde ...

— Prüde? wiederholte Henrico etwas gereizt.

— Ei, nimm diesen Ausdruck nicht gleich übel: ich wollte damit sagen, daß Signora Contarini, von unerklärlichem Stolze beseelt, bei aller Anziehungskraft doch etwas Zurückstoßendes hat. Ah, da ist Deine „braune Ziege" ein ganz anderes Geschöpf ... durchaus nicht stolz ... glühend wie eine über dem Roste gebratene Kastanie und sich hingebend, hingebend ...

— Schweig, Giulio, ich bin jetzt nicht in der Stimmung, Deinen Spott ruhig hinzunehmen; also reize mich nicht. Um von etwas Anderm zu reden ... Wo hast denn Du den gestrigen Abend zugebracht?

— Zuerst war ich, wie gesagt, in der Oper und nach der Oper bis zwei Uhr Nachts bei Constanza; ich habe mich bei ihr köstlich amüsirt, denn auch sie ist äußerst hingebend und eben so glühend, als Deine „braune Ziege."

— Sie heißt Lea.

— Das weiß ich so gut, als Du; aber ich bin nun einmal daran gewöhnt, sie so zu nennen, wie halb Venedig sie nennt. Sprich, bist Du denn wirklich so sehr in sie vernarrt?

— Ich liebe sie wie das Licht meiner Augen.

— Ich finde Deine heftige Neigung zu ihr, aufrichtig gesagt, ganz unerklärbar. Ich kenne die „braune Ziege" doch eben so genau als Du, finde aber nichts an ihr, was mich auf längere Zeit an sie gefesselt halten könnte. Ich gebe zu, daß sie einen ziemlich hübschen Körper hat; das ist aber auch Alles! Ihr Mund ist viel zu groß, ihre Lippe viel zu stark und ihre Haut viel zu braun. Da lob' ich mir Constanzens Teint, der blendendweiß wie frischgefallener Schnee und weich wie Atlas ist. Ueberdem hat Deine „braune Ziege" ...

— Schweig, sag' ich Dir!

— Ei, ei, Signor Henrico, Ihr werdet doch nicht so einfältig sein, mir in meinem Hause das Reden wehren zu wollen?

— Ich sage Dir ein für alle Mal, daß ich weder Dir noch irgend einem Menschen in Venedig, ja selbst dem Dogen, meinem Vater, nicht das Recht

einräume, das Weib, das ich liebe, ungestraft verhöhnen zu dürfen. Wer Lea beleidigt, beleidigt auch mich!

— Und wer Euch beleidigt? fragte Gritti mit schneidendem Hohne.

— Der ist verloren! erwiderte Contarini mit zornflammendem Blicke.

— Das bildet Ihr Euch wohl nur darum ein, weil Ihr der Sohn des Dogen seid?

— Weil ich ein Mann von Ehre bin, der keinen Schimpf ungerächt läßt und wenn Signor Giulio keine feige Memme ist ...

— Was steht Euch dann zu Diensten? fragte Giulio, sich ernst emporrichtend.

— Genugthuung, blutige Genugthuung!

— Wann?

— Heute Nacht!

— Wo?

— In Mestre!

— Die Wahl der Waffen?

— Ueberlasse ich Euch!

— Abgemacht! erwiderte der Neffe des Procu-

rators von Sanct Marcus und warf sich ruhig auf sein Bett zurück.

Henrico rannte wüthend fort; Giulio aber sagte leise zu sich selbst:

— Da stürzt er fort, der aufgeblasene Thor, ohne zu ahnen, daß er sich — noch ehe die Sonne sinkt — in einem der Kerker der Inquisition befindet, und daß seine „braune Ziege" ihm in den Bleidächern oder in den unterirdischen Brunnen Gesellschaft leisten wird. Eines doppelten Verbrechens, von seinem eigenen Weibe des Ehebruchs mit einer jüdischen Hexe, und von mir, seinem besten Freunde — ha, ha! — der Ermordung seiner Frau angeklagt, kann selbst des Dogen einziger Sohn dem strafenden Arme der Inquisition nicht entgehen; vielleicht, daß man ihn aus Rücksicht für den alten Herrn nicht öffentlich auf dem Marcusplatze hinrichten, sondern aus Schonung für den gehörnten Popanz — Doge genannt — ohne langen Proceß heimlich im Gefängniß erwürgen läßt. Weniger Umstände wird man mit der „braunen Ziege" machen. Man wird sie — falls sie nicht Alles gestehen sollte, was man von ihr haben will — einige Male die Wirkungen der Fol-

ter empfinden lassen, ihren ziemlich hübschen Körper mit glühenden Zangen kitzeln, ihren fleischigen Fingern niedliche Daumschrauben anlegen, ihren kleinen Fuß in einen nicht ganz bequemen spanischen Stiefel spannen und ihr auf diese Weise Achtung vor unserer heiligen Staatsinquisition und dem Raffinement einflößen, womit sie täglich neue Qualen ersinnt. Des doppelten Verbrechens des Ehebruchs und der Hexerei geständig und überführt, wird Lea vor dem Eingang der Basilika die Kirchenbuße erleiden und alsdann — was ganz von der Laune unserer überaus barmherzigen Staatsinquisitoren abhängt — entweder vor den Augen des versammelten Volks lebendig verbrannt, oder in der stillen Einsamkeit des Kerkers langsam zu Tode gemartert und verstümmelt, Nachts wenn Alles schläft, mit einem Stein um den Hals in den Canal Orfano hinabgestoßen werden; sie verschwindet dann so geräuschlos, wie schon Mancher vor ihr verschwunden ist. Die Kirchenbuße aber, der sie nicht entgeht, wird für das Volk von Venedig ein herrliches Schauspiel sein, worauf es schon seit einigen Jahren gespannt ist. Es lebe die Republik und die hochehrwürdige Staatsinquisition! rief der Neffe des

Procurators von Sanct Marcus und versuchte, wie ein Mensch mit dem allerruhigsten Gewissen, von Neuem einzuschlafen.

Gewissen ist nach dem Verfasser der Schrift „Mes rêves, ou l'art de ne pas m'ennuyer," eine ägyptische Chimäre. Er sagt: „Les régulateurs de l'Egypte, pour compléter la civilisation, inventèrent la conscience." Giulio Gritti aber war kein Aegypter.

XI.

Drei Stunden später wurde der Sohn des Dogen aus blutigen Träumen aufgeweckt, durch das Erscheinen des Messer grande, des Oberhauptes der Polizei, der, begleitet von zwei Fanti, urplötzlich vor dem Bett des Schläfers stand.

— Erwacht! krächzte die heisere Stimme des Polizeimeisters.

— Was wollt Ihr? fragte Henrico, die Augen aufschlagend.

— Euch verhaften.

— Auf Befehl?

— Der hohen Staatsinquisition.

— Warum? Weßhalb? wagte der Sohn des Dogen zu fragen.

— Venedigs Polizei ist Keinem Rechenschaft schuldig über ihre Handlungen. Kleidet Euch an, Signor, und folgt uns im Namen des Gesetzes.

— O meine Ahnung! sprach Henrico zu sich selbst und sträubte sich keinen Augenblick, diesem Befehle Folge zu leisten, wohl wissend, daß jeder Venezianer, selbst der Doge, dem Machtspruch dieses Tribunals sich nicht entziehen könne.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

In derselben Stunde ward auch Lea von einem Abgeordneten der hohen Polizei und zwei Sbirren im Namen der hohen Staatsinquisition verhaftet.

Henrico wurde in die Bleikammern und Lea in die Puzzi abgeführt.

XII.

Das Gefängniß der Bleikammern verhielt sich zu dem der unterirdischen Brunnen, wie das Fegefeuer zur Hölle. Erstere waren bei Weitem nicht so schrecklich, als ihr Ruf und die Vorstellung, die man sich davon gemacht; aber noch gräßlicher als die Beschreibung davon waren die Puzzi, kleine, finstere Löcher, worin die armen Opfer der Inquisition bei lebendigem Leibe verfaulten. Nie drang ein Strahl der Sonne in diesen Aufenthalt ewiger Finsterniß. Ungeziefer aller Art erzeugt, durch faule Atmosphäre, machten diese Kerker zu einem Spiegelbild jener Hölle, wie der fromme Pater Cochem sie gezeichnet hat. Der Fuß der Gefangenen trat auf naßkalte, schlüpfrige Kröten und Eidechsen, die sich dadurch zu rächen suchten, daß sie Manchem, während des Schlafes, in Mund und Ohren krochen. Die verpestete Luft erregte einen unbeschreiblichen Ekel, der wie ein subtiles Gift an den Nerven nagte und das Leben „die süße Gewohnheit des Daseins" zur unerträglichsten Qual umschuf.

In einem dieser Löcher, auf feuchter Erde, lag die arme Jüdin, die ihrer Entbindung entgegensah. Kein Laut der Klage, kein Wort des Murrens kam über ihre Lippen; mit kindlich-frommer Ergebung fügte sie sich in den unerforschlichen Willen der Vorsehung und machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß sie an der Schwelle des Todes stehe, daß ihr Leben auf die Neige gehe. Die wenigen Augenblicke, die ihr noch übrig blieben, verschönte sie sich durch die Erinnerung an Henrico. Der Sonnenglanz seiner Augen, in die ihr Geist sich versenkte, vergoldete ihren dumpfen Kerker und liehen seiner ewigen Nacht erquickende Tageshelle und wohlthuende Mittagswärme. In Gedanken führte sie mit dem Geliebten ihrer Seele lange, laute Gespräche, in welchen ihr geistiges Ohr den süßen Zauber seiner Stimme vernahm, die wie beruhigende Musik in die tiefste Tiefe hres Herzens herniederstieg, um dort neue Keime froher Hoffnung auszustreuen. Sie sah die schönste Stunde ihres Lebens, den süßen Augenblick herannahen, wo sie das Pfand der Liebe, das sie unter ihrem Herzen trug, in seine Hände legen und ihm sagen konnte: Dein ist dies Kind! Dann malte sie sich mit

den lachendsten Farben die Freude des Vaters, den Stolz der Mutter, die rührende Liebe des Kindes zu seinen Eltern und vergoß, mitten im tiefsten Schmerze, Thränen der reinsten Wonne.

Hätte Lea ahnen können, daß auch Henrico im Kerker schmachte, daß er, zwiefachen Verbrechens angeklagt, in diesem Augenblick vor den Schranken der Inquisition stehe, dann würde der Schmerz, früher als das Urtheil ihrer Richter, sie getödtet haben.

Noch an demselben Tage wurde auch sie verhört und gefragt, ob sie eingestehe, sich strafbarer Zauberkünste bedient zu haben, um dem Sohne des Dogen, dem verheiratheten Manne, das Gefühl frevelhafter Liebe einzuflößen.

Die arme Jüdin betheuerte ihre Unschuld.

— Hexe, fragte der Präsident der Inquisition, willst Du Deine Sünden freiwillig bekennen oder durch die Qualen der Folter zum Geständniß gezwungen werden?

— Seid menschlich! flehte die Jüdin.

— Schleppt sie in die Marterkammer! befahl der Inquisitor.

— Habt Mitleid mit einem armen Geschöpfe,

das sich Mutter fühlt, das ein Kind unter ihrem Herzen trägt.

— Verworfenes Geschöpf, wer ist der Vater dieses Kindes? fragte der zweite Inquisitor.

— Ich weiß es nicht, erwiderte Lea.

— Dieses Kind, sagte der Präsident, ist die Frucht des Ehebruchs, den Du mit dem Sohne des Dogen getrieben hast. Willst Du bekennen?

— Ich kann es nicht!

— Foltert sie! lautete der einstimmige Befehl der drei unerbittlichen Richter.

Die Schergen der Inquisition zerrten mit roher Gewalt die Jüdin in ein halbdunkles Gemach, an dessen Wänden alle Marterwerkzeuge der Tortur als himmelschreiende Zeugen der ausgeklügeltsten Grausamkeit hingen. In der Ecke stand ein Ofen, worin ein Kohlenfeuer glühte, in das einer der Folterknechte eine Zange von Eisen hineinlegte. Die beiden Andern streckten Lea auf die Folterbank und schnallten ihre Arme und Füße fest.

— Du siehst, sagte der Eine, daß die hohe Inquisition nicht mit sich spaßen läßt ...

— Erspare Dir unnütze Schmerzen und gestehe, rieth der Andere.

Die „Taube von Zion" aber blickte stumm gen Himmel und betete still zum Gott ihrer Väter um Muth und Kraft, die Qualen der Folter ohne Murren zu ertragen.

— Nun, Jüdin? fragte der Henker.

Aber Lea würdigte sie keiner Antwort.

— Dann geschehe der Wille der Inquisition, sagte der Dritte und kniff mit der glühenden Zange ins blühende Fleisch der „braunen Ziege."

Sie biß die Zähne zusammen und schwieg.

Dies heroische Schweigen empörte das aller Menschlichkeit beraubte Gefühl der Folterknechte, welche gewohnt waren, das Geheul des Jammers, den Schrei der Verzweiflung zu hören.

— Ja, ja, sie ist eine Hexe, sagte der Eine, wie wär's sonst möglich, bei solchem Schmerze stumm zu bleiben!

— Hat sie gestanden? fragte das eintretende Mitglied der Inquisition.

— Nein! erwiderten die Knechte.

— Nun, so legt ihr die Daumschrauben an!

Die Schergen vollzogen den Befehl; aber auch jetzt kam kein Laut des Schmerzes über ihren Mund. Aus den festgeschlossenen Augen stahlen sich zwei große glühendheiße Thränen, die wie zwei Thauperlen auf dem bleichen Rosenbeet ihrer Wangen zitterten.

— Das Herz dieser Jüdin ist so verstockt, daß diese Qualen viel zu gelind für sie sind. Steckt ihren Kopf dort in jenen eisernen Helm und laßt oben durch die kleine Oeffnung eiskaltes Wasser tropfenweise auf ihr Gehirn niederfallen *).

Die Folterknechte machten sich bereit, auch diesen Befehl zu vollziehen. Auch diese Marter ertrug Lea zehn Minuten lang mit einem Heroismus, der selbst den rohen Schergen imponirte und ihnen — zum ersten Male in ihrem blutigen Handwerk — einen Anflug von Mitleid einzuflößen schien.

Aber herzloser als diese Henker war der Inquisitor, der sich an der entsetzlichen Marter der Jüdin zu weiden schien und während dieses Acts der grausam-

---

*) Das war eine der schrecklichsten Martern. Im Arsenale zu Venedig ist noch jetzt einer dieser Folterhelme zu sehen.

sten Unmenschlichkeit ruhig genug war, ganz laut und vernehmlich psychologische Studien anzustellen.

— Hm, sagte er, sollte eine Judenseele unempfindlicher als die eines Christen sein? Als man unserm Heiland die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, soll er nicht gestöhnt und nur eine Thräne geweint haben. Und doch hätte ich Lust zu wetten, daß die anhaltende Eintönigkeit dieses stets auf eine und dieselbe Stelle niederfallenden Wassertropfens schmerzhafter als jene Dornenkrone ist. Wie ein Tropfen, der dem Andern folgt, endlich einen Stein aushöhlt, so muß diese Folter zuletzt auch eine Hirnschale von Marmor erschüttern.

Der Inquisitor hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht; denn kaum hatte er dies ausgesprochen, als sich plötzlich ein gellend-crasser Schrei unerträglichen Schmerzes der röchelnden Brust der „braunen Ziege" entwand.

— Haltet ein, haltet ein! schrie sie im Tone markdurchbohrender Verzweiflung.

— Willst Du bekennen? fragte der Inquisitor.

— Alles, Alles!

— Das Kind, das Du unter Deinem verstockten

Herzen trägst, ist von Henrico Contarini, dem Sohne des Dogen.

— Von ihm! Von ihm!

— Du hast Dich, um ihn untreu seiner Frau zu machen und sein Herz für Dich einzunehmen, eines Zaubermittels, eines Liebestrankes bedient . . .

— Nein, das hab' ich nicht gethan!

— Beginnt von Neuem Eure Folter!

— Haltet ein, haltet ein, denn auch dies will ich gestehen.

— Das genügt, sagte der Inquisitor. Schnallt sie los und führt sie in den Kerker zurück.

Das nannte man in Venedig „Gerechtigkeit."

XIII.

Wir müssen unserm Leser nun auch den Verlauf des Verhöres erzählen, dem sich der Sohn des Dogen unterworfen hatte. Die geheime Anklage wegen Ehebruchs, die von Tarquinia ausgegangen war, hatte er gleich im ersten Verhöre eingestanden, dabei

aber alle Schuld auf sich selbst gewälzt, um das Urtheil der Richter gegen Lea günstiger zu stimmen. Aber noch schwerer lastete auf ihm die Wucht der zweiten Anklage, die wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel auf sein Haupt herniederzuckte. Erst jetzt aus dem Munde des Präsidenten der Inquisition erfuhr er Tarquiniens Ermordung; er sollte sie ermordet haben, um, ihrer ledig, die Jüdin zu heirathen, die ihn durch Satanskünste in ihr Netz gelockt und ihn, allem Anscheine nach, zu dem Morde aufgereizt habe. Dieser Verdacht war so gräßlicher Art, daß Henrico, obgleich er sich in diesem Punkte seiner ganzen Unschuld bewußt sein durfte, vor Erstaunen keines Wortes der Vertheidigung mächtig war.

— Wer ist der Elende, fragte er, der mich als Mörder meiner Frau angeklagt hat?

— Als Sohn des Oberhauptes unserer Republik sollte es Euch bekannt sein, daß Keinem das Recht zustehe, zu fragen, wer ihn eines Verbrechens angeklagt hat. Euch gegenüber, Signor, will die Inquisition eine Ausnahme und Euch sagen, daß die Anklage wider Euch vom Führer jener Gondel aus-

gegangen ist, in deren Innern Ihr den Mord verübt haben sollt.

— Wann?

— Gestern um Mitternacht sollt Ihr den Leichnam Eurer Gattin in den Schooß der Lagunen versenkt haben.

— Stellt diesen lügnerschen Schurken mir gegenüber.

— Als Sohn des Dogen solltet Ihr wissen, daß dies gegen allen Gerichtsbrauch wäre. Die Gesetze der Inquisition haben nie gestattet, daß Ankläger und Zeugen mit dem Angeklagten confrontirt werden.

— Und dies Verfahren, Ihr Herren, nennt Ihr Justiz? Euer Gerichtshof ist eine Mördergrube.

— Hütet Euch, solche Worte zu wiederholen; die Staats-Inquisition würde sich sonst gezwungen sehen, Euch auch des Hochverraths gegen die Heiligkeit der Republik anzuklagen.

— Kläger, Richter und Verurtheiler in Einer Person!

— In Dreien, wie Ihr seht, erwiderte der Vorsitzende, auf seine beiden Nebenmänner weisend.

— Wann also soll ich den Mord an meiner Frau innerhalb der Gondel verübt haben?

— Gestern um Mitternacht.

— Herren der Inquisition, Ihr seid belogen oder lügt. Laßt meine Lea rufen; sie wird Euch durch alle Eide der Welt beweisen, daß ich von zehn Uhr Nachts bis zwei Uhr Morgens bei ihr gewesen war.

— Als Sohn des Dogen sollte es Euch nicht fremd sein, daß eine Jüdin vor die Schranken der Inquisition als Zeugin unzulässig ist. Ueberdem ist sie auch Mutter eines Kindes von Euch und kann schon als Solche weder für noch gegen Euch zeugen.

— Ihr haltet mich demnach wirklich für den Mörder meiner Frau?

— Ja, doch so lange nur, als Ihr nicht andere Zeugen zum Beweise Eurer Unschuld aufzurufen wißt als Eure Mitschuldige.

— Lea, — das schwöre ich Euch beim ruhmvollen Namen meiner Ahnen — ist dabei so unschuldig als ich!

— Wir begreifen, daß der Angeklagte stets ganz

anderer Ansicht als sein Richter zu sein pflegt; Lea aber ist ihres Verbrechens bereits überführt.

— Ueberführt? wiederholte Henrico, wie vom Donner getroffen.

— Des Ehebruchs und eines noch weit größern Frevels, des Verbrechens der Hexerei.

— Herren der Inquisition, glaubt Ihr wirklich an Hexerei? fragte Contarini, seine Richter mit zornglühenden Blicken durchbohrend.

— Wir glauben Alles, was uns ein Verbrecher gesteht.

— Freiwillig gesteht? fragte der Sohn des Dogen mit blitzendem Zorne.

— Man hat die Hexe gefoltert!

— Gefoltert! schrie Henrico und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

— Die Werkzeuge der Tortur hatten das verstockte Geschöpf urplötzlich gesprächig gemacht. Auf der Folterbank hat sie uns eingestanden, daß das Kind, das sie unter ihrem Herzen trägt, das Eure ist, und daß sie durch Zauberkünste und Hexerei aller Art Euch für sich eingenommen hat.

— Herren der Inquisition, Ihr seid nicht freie Richter, Ihr seid bezahlte Henker!

— Junger Mann, zügelt Eure knabenhafte Wuth und redet Euch nicht um den Kopf. Die Wände dieses Saales haben Ohren; keines Eurer Worte geht ungestraft vorüber. Oder glaubt Ihr, eitler Thor, daß Ihr darum, weil Ihr zufällig der Sohn des ehrwürdigen Oberhauptes unserer erhabenen Republik seid, ein Vorrecht besitzt, die Mitglieder des höchsten Tribunals, die Dreieinigkeit der Inquisition, straflos beleidigen zu dürfen? Sohn des Dogen, vor den Schranken dieses Gerichtshofes steht Ihr mit dem letzten Bettler von Venedig auf einer und derselben Stufe und Euer Kopf sitzt nicht fester als der des ruchlosen Geschöpfes, mit dem Ihr, uneingedenk einer Gatten- und Edelmannspflicht, schnöden Ehebruch getrieben habt. Das Verhör ist geschlossen. Führt den Verbrecher ins Gefängniß zurück.

XIV.

Die hochwürdige Staatsinquisition, Feind der langen Procedur, pflegte manches ihrer Urtheile oft gleich nach dem ersten Verhöre zu fällen. Waren die drei Richter unter sich einig, daß der Angeklagte schuldig sei, dann durften sie mit ihrem Opfer ganz nach Laune und Willkühr verfügen. Der Stolz des Dogensohnes hatte diese bluttriefende Dreieinigkeit dergestalt empört, daß sie, nach kurzer Berathung, Henrico Contarini als Ehebrecher und muthmaßlichen Mörder seiner Frau einstimmig zum Beile, die Jüdin Lea aber, seine Mitschuldige, als Hexe zu öffentlicher Kirchenbuße und zum Feuertode verurtheilte. Jedes Todesurtheil aber bedurfte, bevor es vollzogen wurde, der Unterschrift des Dogen.

Noch an demselben Tage überreichte, knieend, eine aus drei Mitgliedern vom Rathe der Zehn zusammengesetzte Deputation dem Vater das Todesurtheil seines Sohnes. Es war nicht das erste Mal, daß die hochwürdige Staatsinquisition das Vaterherz auf eine so grausame Probe gesetzt. Zweihundertzehn

Jahre früher hatte Francesco Foscari seinen Sohn Jacopo, als Mitschuldigen eines an Ermolao Donati verübten Meuchelmords angeklagt, verurtheilen müssen. Der vierundachtzigjährige Greis, der es gewagt hatte, den Rath der Zehn fußfällig um die Begnadigung seines Sohnes anzuflehen, wurde abgesetzt und Pasquale Malipieri zu dessen Nachfolger erwählt; in demselben Augenblick, als die Glocken von Sanct Marcus dem versammelten Volke die Wahl des neuen Dogen verkündeten, sank der Alte — eine Ader in der Brust war ihm gesprungen — als Leiche in die Arme der Sbirren.

Foscari's Schicksal war für jeden seiner Nachfolger eine schreckensvolle Mahnung, sich keinem Urtheile des Rathes der Zehn zu widersetzen. Mit blutigen Thränen unterzeichnete Domenico Contarini das Todesurtheil seines einzigen Sohnes.

XV.

Am Morgen des folgenden Tages drängte sich auf dem Marcusplatze und der Piazzetta ein dichter

Knäuel von dreißigtausend Menschen, welche Zeugen der Kirchenbuße sein wollten, die über Lea verhängt worden war. Jede Hexe, gleichviel ob sie Jüdin oder Christin war, mußte an der Schwelle von Sanct Marcus, in härenem Gewande, einen Strick um den Hals, eine brennende Wachskerze in der Hand, niederknieen und sich öffentlich zu jener Sünde bekennen, um deretwillen sie zu dieser Strafe verurtheilt war.

— Gestehst Du, fragte einer der Büttel, Ehebruch getrieben zu haben mit dem Sohne des Dogen?

— Ja, erwiderte Lea so leise, daß nur die nächste Umgebung es hören konnte.

— Gestehst Du, ihn irre geleitet und verführt zu haben durch Hexenkunst?

— Nein, nein! schrie sie so laut, daß der halbe Marcusplatz es hören konnte.

— Schleppt sie fort! befahl der Messer grande.

Lea aber raffte all' ihren Muth, alle ihre Kraft zusammen und rief mit glockenstarker, riesenlauter Stimme:

— Männer von Venedig, schützt eine Unglückliche, die man lebendig verbrennen will. Frauen von

Venedig, erlaubt nicht, daß man ein Weib verbrenne, das sich Mutter fühlt.

Ein tausendstimmiges Gemurmel der Empörung wälzte sich von einem Ende des Platzes zum andern. Einer erzählte dem Andern: man will ein Weib verbrennen, das sich Mutter fühlt; das können, das dürfen wir nicht dulden!

Der Messer grande, dem diese Volksaufregung nicht entgangen war, ließ die Verbrecherin schleunig in die Puzzi zurückführen; das Volk aber umzüngelte den Dogenpalast, verlangte Aufschub der Strafe und ging nicht eher aus einander, bis ein Abgeordneter des Raths der Zehn auf dem Balcon erschien und der empörten Masse das Versprechen gab, daß das über die Jüdin verhängte Todesurtheil erst nach ihrer Entbindung vollzogen werden solle.

— Es lebe die Gerechtigkeit! schrie das Volk und zerstreute sich nach allen Seiten.

XVI.

Lea war bald darauf, nachdem man sie aus der frischen Tageshelle in die Nacht ihres dumpfen Kerkers zurückgeführt hatte, in einen langen, wunderbar erquickenden Schlaf gesunken. Holde Träume umgaukelten die arme Jüdin, die sich durch das öffentliche Geständniß ihrer Schwangerschaft eine kurze Verlängerung ihres traurigen Lebens erkauft hatte. Der gnadenreiche Gott der Träume legte ein engelschönes Kind an die lustgeschwellte Mutterbrust. Lea fühlte den warmen Hauch des neugeborenen Wesens, das Leben aus ihrem Leben sog. Auch Henrico erschien ihr im Traume. Mit zitternder Wonne legte sie den kleinen Engel in die Arme des Vaters, dessen Augen sich mit blitzenden Thränen himmlischsüßer Freude füllten.

— Nun will ich gerne sterben, sagte sie und erwachte.

Kind und Vater waren plötzlich verschwunden. An der Stelle jener süßen Traumgestalten stand ein Bild der Wirklichkeit, ein verlarvter Mann, der ihre Hand ergriff.

— Wer seid Ihr? fragte die Jüdin.

— Ich bin ein Mann, der, vom Glanze Deiner Schönheit hingerissen, Dich aus den Banden des Kerkers befreien will. Lea, fuhr er fort, Du stehst an der Schwelle des Todes ... ich allein kann Dich noch retten ...

— Sprecht, wo ist Henrico?

— Im Gefängniß ... auch seine Uhr ist abgelaufen ... auch er ist dem Henker verfallen ... doch auch ihn kann ich retten ...

— Um welchen Preis? fragte die „Ziege."

— Um den höchsten Preis: um Deine Liebe!

— Geht und laßt mich ruhig sterben!

— Lea, habe Mitleid mit einem Manne, der sein eigenes Leben freiwillig in die Schanze schlägt, um das Deinige zu retten. Lege Deine Hand an dieses Herz und fühle, wie laut es schlägt ... Lea, habe Erbarmen mit einem Unglücklichen, den eine unwiderstehliche Gewalt in das Zaubernetz Deiner Reize lockt, mit einem Elenden, der Dich liebt, der Dich anbetet mit der ganzen Raserei einer liebetrunkenen Seele, die sich an Deine Füße klammert und Dich bittet und beschwört: erhöre mich!

— Der Ton Eurer Stimme erfüllt mich mit unbeschreiblicher Angst. Sprecht, wer seid Ihr?

Der Mann riß seine Larve vom Gesicht und fragte:

— Kennst Du mich?

— Weh mir! Ihr seid der Unbarmherzige ...

— Der Dich foltern ließ; ja, Lea, ich bin der Elende, der sich an Deiner Qual geweidet, der Dich gezwungen hat, das zu gestehen, was Dich dem Feuertode überliefert. Aber höre mich, Lea, alle Martern, die Du auf der Folter erlitten hast, sind Kinderspiel gegen die tausendfache Qual, die nun ich erleide. Lea, der Mann, der Dich foltern ließ, liebt Dich seit jenem Augenblick mit einer Wuth, die jede Faser, jede Fiber, jeden Nerv seines Seins auf tausendfache Folter spannt. Lea, rief er aus und warf sich zu ihren Füßen nieder, laß mich den Boden Deines Kerkers, den Staub Deiner Füße, den Saum Deines Kleides küssen und Dir sagen ...

— Fort, unbarmherziger Henker, ich mag nichts hören, denn jedes Eurer Worte ist ein giftgetränkter Pfeil, der meines Herzens Reinheit tödtet. Lea kann nur Einen lieben und dieser Eine ist Henrico ...

— Bedenke, daß er für Dich verloren, bedenke, daß ein Wort von mir ihn retten kann ... Gewähre mir meine Bitte und noch heute Nacht befreie ich Dich und ihn ...

— Um diesen Preis mag ich mein Leben und das Seine nicht erkaufen. Treu meinem Schwure, nur ihn zu lieben, will ich lieber zehnfach sterben, als ihm untreu werden und mich den Lüsten eines Henkers opfern, der mich mit kaltem Blute foltern ließ.

— Es steht in meiner Macht, Dich heute von von Neuem auf die Folter zu werfen, Deinen blühenden Leib mit glühenden Zangen zu zerstümmeln, Dich der rohen Wuth meiner Henkerknechte preiszuliefern, Dich, wenn ich will, schänden zu lassen von dem Letzten meiner Sbirren.

— Versucht es, blutbefleckter Henker! Noch lebt der Gott meiner Väter, der mich vor solchem Greuel schützen wird.

— Lea, sei gnädig, Lea, erbarme Dich mein, flehte der Inquisitor, ihre Knie umklammernd und ihre Kleider küssend.

— Fort, fort! rief die Jüdin, ihn mit den Füßen

von sich stoßend. Euer glühendheißer Athem zieht wie ein Pesthauch in meine Seele, Euer Anblick foltert mich mehr als jeder Eurer Knechte; mich erfaßt ein so tiefer Ekel, daß ich lieber zehn Stunden auf der Folter, als einen Augenblick in Euren Armen liegen will.

— Diesen Ekel, elende Jüdin, sollst Du büßen! schrie der Inquisitor und verließ den Kerker, dessen Riegel sich hinter ihm schlossen.

XVII.

Nachts um die zwölfte Stunde öffnete sich von Neuem Lea's Kerker. Diesmal erschienen zwei Sbirren mit dem Befehle, ihnen sofort zu folgen.

— Wohin? fragte Lea.

— In ein anderes Gefängniß, erwiderte einer der Häscher.

Von hier aus wurde Lea über die sogenannte Seufzerbrücke in das dem Dogenpalaste gegenüberliegende Gefängniß der Inquisition abgeführt und dort

barfuß auf eine kurz vorher glühend gemachte Eisenplatte gestellt, die sich bald darauf unter ihren Füßen öffnete. Durch diese Fallthür sank Lea mit einem gellendcrassen Schrei des Entsetzens in den Canal Orfano hinab, dessen Wellen, leise murmelnd, ihren Leichnam verschlangen.

— Schade um die schöne Jüdin! sagte einer der Sbirren.

— Hast Du ihr schönes Bein gesehen? fragte der Andere.

— Cospetto di Bacco! rief der Andere.

Dann kehrten Beide in den Dogenpalast zurück.

XVIII.

Am andern Morgen mit dem Glockenschlage Zehn wurde Henrico aus dem Kerker abgeholt, um auf der Piazzetta zwischen den zwei großen Säulen, auf denen der Löwe von Sanct Marcus und der heilige Theodor stehen, im Angesicht des ganzen Volkes die Todesstrafe zu erleiden.

Unter der zahllosen, unübersehbaren Masse erwartungsvoller Zuschauer befand sich mitten auf dem Platze unter einer Gruppe junger Edelleute auch Giulio Gritti.

— Ich bin neugierig zu sehen, sagte er zu einem seiner Nachbarn, wie mein liebwerther Freund und Schulkamerad Henrico sich in den letzten Augenblicken vor seiner Hinrichtung benehmen wird. Ich traue ihm, unter uns gesagt, wenig Muth zu. Der arme Junge hat von jeher schwache Nerven gehabt, sagte Giulio und fing laut zu lachen an.

Nicht fern von ihm stand ein Mann aus dem Volke, den dies herzlose Lachen tief empört hatte. Er kratzte sich die Ohren und sagte zu Einem seines Gleichen:

— Signor Gritti ist ein elender Schurke ...

— Ein Bösewicht, welcher Vater und Mutter verkauft und kein Herz im Leibe hat, sagte der Andere.

Jener aber versank in dumpfes Hinbrüten.

In demselben Augenblick erschien der Sohn des Dogen in der Mitte zahlloser Sbirren. Mit ruhig kaltem Muthe schritt er dem Richtplatze zu; oben

auf dem Schaffot angelangt, blickte er gen Himmel und rief laut und vernehmlich:

— Der oben weiß, daß ich unschuldig bin.

In demselben Moment, als der Henker das Urtheil vollziehen will, ruft eine Donnerstimme:

— Haltet ein! Haltet ein!

Giulio Gritti fühlt sich plötzlich hinten am Genick gepackt; zwei riesenstarke Arme umklammern seinen Leib und schleppen ihn athemlos aufs Schaffot. Dort erhebt der Mann aus dem Volke seine Riesenstimme und ruft:

— Volk von Venedig, ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, daß Henrico Contarini, der Sohn des Dogen, unschuldig ist. Der Mörder seines Weibes ist dieser Schurke hier, Giulio Gritti, welcher Tarquinia Badoër, Henrico's Gemahlin, in meiner Gondel erdolcht hat; ich, Volk von Venedig, bin sein Mitschuldiger!

Ein tausendstimmiger Ruf der unter den Gaffern umherstehenden Gondeliere trug den Namen „Taddeo! Taddeo!" mit Blitzesschnelle durch die gedrängten Reihen der von Schreck und Staunen ergriffenen Volksmenge, die, Anfangs sprachlos, schnell wieder

Fassung gewann und jetzt wie aus Einer Kehle den Donnerruf erschallen ließ:

— Es lebe der Sohn des Dogen! Nieder mit dem Bösewicht! Gnade, Gnade für Taddeo!

Giulio Gritti und sein Mitschuldiger wurden sogleich, mit Stricken festgebunden, ins Gefängniß abgeführt. Henrico aber, am Fuße des Schaffots umstrahlt von der Glorie seiner Unschuld, beugte seine Knie, schaute zum heitern Himmel empor und sprach:

— Dort oben wacht ein gerechter Richter!

Das Volk nahm den Sohn des Dogen auf seine Schultern und trug ihn unter Jubel und Gesang in die Arme seines Vaters.

— Es lebe der Doge! rief das Volk.

— Es lebe Venedig! rief der Doge.

XIX.

Als Henrico bald darauf Lea's trauriges Schicksal erfuhr, bemächtigte sich seiner Seele ein unheil-

bares Weh. Er eilte in das kleine Haus, das er ihr geschenkt hatte, und fand es versiegelt im Auftrage der Polizei. Nachdem auf sein Gesuch die Siegel abgenommen waren, verschloß er sich Tage lang in diese Zimmer, um sich in jene schöne Zeit zurückzudenken, wo er hier, an Lea's Seite, den schönsten Traum seines Lebens geträumt. Den kostbaren Teppich, den sie gestickt hatte, schenkte er der großen Synagoge im Ghetto, in welcher er noch jetzt gezeigt werden soll *). Bald nachher begab er sich,

---

*) Vielleicht ist dies derselbe Teppich, von dem Herr v. Binzer in seinem „Venedig" spricht. Bei Schilderung der Hauptsynagoge im Ghetto sagt er (Seite 197.): „Wände und Plafond sind mit ausgezeichnet schönen Holzschnitzarbeiten geschmückt; die weißen Felder dazwischen werden beim Gottesdienst mit Damast behangen und über die reichbesetzten Marmoraltäre werden köstliche Teppiche gedeckt, deren einer wirklich eine besondere Erwähnung verdient. Er ist das Geschenk einer reichen Büßerin, die denselben ganz allein verfertigt und an den Tagen, an welchen sie daran gearbeitet hatte, nichts gegessen haben soll. In einer Einfassung von violetten, mit schweren Goldarabesken und ächten Perlen gezierten Atlas ist im Vordergrunde die Stadt Jerusalem zu sehen, hinter ihr das Meer, über ihm der Berg Sinai und oben eine aus dichten Wolken hervorbrechende herrliche Strahlenglorie. Dies Alles ist in Plattstichen von bunten Seidenfäden bis in die kleinsten

mit Erlaubniß seines Vaters und der Signoria, auf Reisen und kehrte erst sechs Jahre später nach Venedig zurück, um unter dem Oberbefehle Francesco Morosini's, des General-Capitains der venezianischen Flotte, Candia gegen die Uebermacht von 180,000 Türken, unter dem Commando des Groß-Wesyrs Achmet Kiupergli, zu vertheidigen. Am 26. September 1667, am Tage, als Candia in des Feindes Hände fiel, sank Henrico Contarini, der mit dem Muthe eines Löwen den letzten Posten vertheidigt hatte, durchbohrt vom Damascener eines türkischen Soldaten, der das Haupt des heldenmüthigen Venezianers als Siegesbeute auf die Mauer der eroberten Stadt pflanzen ließ.

Auf Henrico's Brust fand sich Lea's Bild. Als dies dem Groß-Wesyr überbracht wurde, betrachtete er das Porträt mit wachsendem Wohlgefallen, strich

---

Details höchst sauber ausgeführt und auch jetzt noch, obgleich 215 Jahre alt, von hübschem Farbeneffect.“ Die Zahl 215 stimmt freilich nicht mit Lea's Teppich, denn dieser ist jetzt erst 186 Jahre alt.

sich den langen, feingesalbten Bart und rief, von der Schönheit dieser Züge bezaubert:

— Ganz Candia für solch ein Weib!

XX.

Gleich nach Lea's traurigem Ende hatte der große Rath ein Gesetz erlassen, das alle Freudendirnen aus dem venezianischem Gebiete verwies. Dies Decret hatte die Folge, daß fast täglich Mädchen aus dem Schooße ihrer Familien geraubt, Klöster erbrochen, Nonnen entführt und tausend Ausschweifungen begangen wurden. Bald darauf sah der Senat sich gezwungen, ein neues Gesetz zu erlassen, in dem diese unglücklichen Geschöpfe — im Decrete werden sie „Nostre bene merite meritici" genannt — zurückgerufen wurden. Man hatte ihnen, wie Daru erzählt, ein Fond angewiesen, aus dem sie Unterstützung zogen; man räumte ihnen Freihäuser ein, die „case rampane" genannt wurden. Von diesen leitet sich der Ursprung ihres Schimpfnamens „carampana" her.

XXI.

Giulio Gritti nahm ein trauriges Ende. Durch Einfluß seiner Freunde hatte er die Mittel gefunden, seinem Kerker zu entkommen. Er floh nach Frankreich, warf sich dort in die Scylla und Charybdis kostspieliger Zerstreuungen, versuchte durch falsches Spiel sich neue Hilfsquellen zu verschaffen, und starb dort, in sehr hohem Alter, als Bajazzo einer Seiltänzertruppe.

Taddeo war der Erste, welcher, nach fünfzehnjähriger Gefängnißstrafe, vom neu erwählten Dogen Nicola Sagredo — begnadigt wurde.

Gozzi und Goldoni.

I.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Venedig, das sich vom Gipfel seiner politischen Macht schon lange vorher herabgestürzt sah, eine Art geistiger Oberherrschaft errungen, auf die es damals nicht minder stolz und eitel als in frühern Zeiten auf sein staatliches Uebergewicht zu sein schien. Venedig war für alle Städte Italiens eine tonangebende Literaturmacht geworden. Unter der zehnjährigen, von keinem innern Kriege beunruhigten Regierung des hundertundsechszehnten Dogen Francesco Loredano (1752—62) hatte sich hier eine glänzende Fülle literarischer Kraft entwickelt, die der alten Marcusstadt eine neue Glorie lieh.

Um diese Zeit hatten Natale Lastesio, Giuseppe und Daniele Farsetti, die drei Brüder Marsili, der Graf Campo-San-Pietro, der gelehrte Marco

Forcellini, Pietro Chiari, die beiden Gozzi und einige andere Gelehrte, Dichter und Schriftsteller eine literarische Gesellschaft gegründet, die sich unter dem Namen der „academia degli Granelleschi“ bald in und außerhalb Italiens eine große Berühmtheit errang. Jedes Mitglied dieses durch und durch eigenthümlichen Klubbs mußte in sein Wappen das Sinnbild der Gesellschaft — ein Paar Granelli — aufnehmen. Granello aber, das ursprünglich nichts anderes als das Körnchen in der Weinbeere bedeutet, hat außerdem noch einen Nebensinn, der, weniger harmlos, synonym mit Schwachkopf, Tölpel, Einfaltspinsel ist.

Diese Academie der Schwachköpfe, der, wie gesagt, die ausgezeichnetsten Gelehrten und die geistreichsten Schriftsteller der venezianischen Republik angehörten, pflegte sich, allwöchentlich einmal, bald bei diesem, bald bei jenem seiner Mitglieder zu versammeln, um die ernstesten Fragen der Literatur mit lachender Miene und harmlosem Spott in den Kreis ihrer närrisch-gelehrten Betrachtungen zu ziehen, über die Grundsätze der Aesthetik und die Geheimnisse des guten Geschmacks hin und her zu streiten und auf

diese Weise den gegenseitigen Reichthum ihrer Ideen auszutauschen und in Cours zu setzen. Dies war bei allem Spaße, der sich dabei geltend zu machen verstand, das ernste Profil dieser Gesellschaft.

Der Nebenzweck, die heitere Seite dieser Academie war gesellige Unterhaltung, die, nicht ängstlich in der Wahl ihrer Mittel, durch Neckereien und Mystificationen aller Art sich, wetteifernd, zu überbieten suchte. Jedes Mitglied hatte außer seinem bürgerlichen Namen noch zwei andere: einen ernsten Bei- und einen heitern Spottnamen. Alljährlich wurde ein neuer Präsident erwählt, der während der Sitzung eine Narrenkappe als Zeichen seiner hohen Würde trug. Vier Wochen nach seiner Erwählung mußte er der Gesellschaft eine seiner literarischen Arbeiten vorlesen.

Das Grundgesetz dieser Academie war in jeder Beziehung originell. Einer der eigenthümlichsten Paragraphen war der, welcher die komische Bestimmung enthielt, daß in jeder Sitzung eines der anwesenden Mitglieder sich auf den Lästerstuhl setzen und jedem seiner ehrenwerthen Mitbrüder eine Grobheit sagen mußte, wofür er dann laut §. 17 der Statuten

mit großer Feierlichkeit hinausgeworfen wurde und nicht früher eintreten durfte, bis ihm der Vorsitzende im Namen der ganzen Gesellschaft huldreich Verzeihung gewährt hatte. Dies Loos traf sämmtliche Mitglieder nach der alphabetischen Reihenfolge des ihnen beigelegten Spottnamens, der laut §. 5 dem Reiche der Quadrupeden entlehnt sein mußte. Erst mußte der Affe, dann der Büffel, der Casuar, das Dromedar, der Esel, das Faulthier u. s. w. den Lästerstuhl besteigen, Jedem seiner Herrn Mitthiere eine colossale Grobheit ins Gesicht schleudern und sich dann pflichtschuldigst und ohne Murren hinauswerfen lassen. — Jeder neu aufgenommene Novize mußte am Tage der Einführung von jedem Mitgliede einen Nasenstüber in Empfang nehmen und dies Zeichen huldvoller Weihe durch einen Handkuß bescheinigen. Dann stülpte ihm der Präsident die Narrenkappe auf und taufte ihn im Namen der Gesellschaft, die ihn sodann als ihren Freund und Bruder umarmen mußte. Dies Alles sollte eine Travestie jener tragikomischen Feierlichkeiten sein, die bei der Aufnahme neuer Mitglieder in den geheimnißvollen Bund der Freimaurer beobachtet werden und die man da-

durch lächerlich zu machen suchte. Aus diesem Grunde wurden die „Granelleschi" spottweise „Freischlosser" genannt, ein Spitzname, den sie schon deßhalb verdienten, weil der Schlüssel eine bedeutende Rolle spielte, denn der allererste Paragraph der Statuten lautete:

„Mitglied dieser Gesellschaft kann Jeder sein, der ein freier Mann und Inhaber eines Hausschlüssels ist."

Und so kam's, daß die Herren Granelleschi dem innern Wesen nach geistreiche Männer, aber dem äußern Scheine und dem Namen nach ein Narrenklubb, eine Corporation von Thiergattungen, eine debattirende Menagerie waren.

II.

Feind dieser Academie war Carlo Goldoni.

Geboren 1707 zu Venedig *), hatte er unlängst

*) In der Calle de'Cent'anni, Nummer 2793, wo noch

sein fünfzigstes Jahr erreicht und eine stürmische Jugend hinter sich. Von seinen Eltern zum Studium der Medicin bestimmt, die für seinen lebhaften Geist viel zu ernst und zu trocken war, hatte er sich, gleich nach dem Tode seines äußerst strengen Vaters, der Rechtswissenschaft in die Arme geworfen, einige Jahre als Advokat sich durchzuschlagen versucht, dann aber aus Mangel an Klienten auch diesem Stande den Rücken zugekehrt und seine ungewisse Zukunft unter den Schutz der ihm wohlwollenden Musen gestellt. Aber sein Hang zu unstetem Leben, seine Neigung zu Zerstreuungen, seine Liebe zum schönen Geschlechte und seine Passion zu verliebten Abenteuern hatten ihn sehr bald in so viel Schulden und Verdrießlichkeiten verwickelt, daß er gezwungen, seine Vaterstadt zu verlassen, nach Mailand geflohen war.

Dort hatte er, um sich Geld zu verschaffen, für einen mittelmäßigen Tondichter — Fortunato Chelleri — einen fast eben so mittelmäßigen Operntext „Amalasuinta" geschrieben, der bei der Aufführung

---

jetzt, über der Hausthür, das in Stein gehauene Bild Goldoni's mit einer Erinnerungstafel zu sehen ist.

nicht minder spurlos als die nüchterne Musik vorübergerauscht und ins Meer ewiger Vergessenheit hinabgesunken war. Mehr Glück hatte sein zweites Libretto, „der venezianische Gondelier," gemacht. Aber müde der Launen des Componisten, der bald Dies, bald Jenes geändert haben wollte, hatte der junge Ex-Advokat den Beschluß gefaßt, selbstständig aufzutreten, ein Vorsatz, aus dem zuerst „Belisario" und gleich darauf „Rosamunda" hervorgegangen waren, zwei ziemlich gelungene Dramen, von denen jedoch nur das Erste gefallen hatte.

Ein unruhiger Ahasver, planlos von einer Stadt zur andern ziehend, hatte er im Sommer des Jahres 1736 — zu Bergamo oder Brescia — die Bekanntschaft einer blutjungen, ziemlich schönen, ungemein pikanten, aber auch äußerst lockern Theatersängerin gemacht, die, zufällig ohne Anstellung und aus augenblicklichem Mangel an freigiebigen Anbetern sich — faute de mieux — in Signor Goldoni verliebt hatte. Der arme eitle Thor war leichtgläubig genug ins Garn gelaufen und hatte sie bald darauf geheirathet. Doch gleich nach den Flitterwochen hatte sich diese Ehe nicht glücklicher als tausend andere gestaltet.

Beide Contrahenten heuchelten sich mit Worten ewige Liebe vor, während sie in der Stille ihres Herzens den Verlust ihrer Unabhängigkeit, die eingebüßte Freiheit bereu'ten. Trotzdem fuhren Beide fort, sich eine rührendschöne Komödie von ewiggrüner Treue vorzugaukeln.

In diesem Zustande gegenseitiger Täuschung war das erste Jahrzehend dieser Ehe friedlicher als manche andere abgelaufen. Man hatte sich mehr und mehr an einander gewöhnt und sich gegenseitig eine Unzahl von Schwächen und Untugenden verziehen, um sich das Joch der Ehe bestmöglichst zu erleichtern. Lavinia, vom Theater her gewohnt, sich von einem Kreise ewig aufmerksamer Anbeter umringt zu sehen, überließ sich auch in der Ehe der Huldigung ihrer Verehrer und drückte klug genug ein Auge zu, wenn ihr leichtsinniger Herr Gemahl, in seine alte Neigung zurückfallend, jedem weiblichen Wesen, das ihm nur einigermaßen gefiel, auf Leben und Tod den Hof zu machen sich erlaubte. Diese gegenseitige Toleranz ist oft das einzige Heilmittel, das den krankhaften Zustand mancher Ehen noch einigermaßen erträglich macht.

Im Laufe dieser zehn Jahre hatte Signor Goldoni, in Begleitung seiner Frau, auf seinen Zigzagreisen durch ganz Italien sämmtliche Bühnen seines Vaterlandes kennen gelernt und immer mehr und mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß das italienische Schauspielwesen einer durchgreifenden Reform bedürfe, um sich aus den Fesseln eines uralten Schlendrians erlöst zu sehen. Damals florirte auf allen italienischen Theatern die Commedia dell'Arte, ein lebendiges Puppenspiel mit stereotypen Characteren oder stehenden Volksmasken. Fast jede Stadt Italiens hatte eine ihr eigenthümliche Maske. Venedig hatte den reichen Krämer Pantalone; Bologna den pedantischen Dottore; Bergamo den verschmitzten Arlechino (Urahn des französischen Arlequin und Geschwisterkind des deutschen Pickelhärings) — und den nicht minder schlauen Scapino; Brescia den intriganten Brighella *); Florenz den alten,

*) Diese Benennung verdankt er einem Kampfe, der sich um das Jahr 1200 zu Brescia zwischen Bürger und Adel entsponnen und Letztern gezwungen haben soll, nach Cremona zu flüchten, worauf Erstere unter dem Namen Brugella oder Brighella einen Bund zur Aufrechthaltung der Volkssouverainität gebildet hatten.

jeder Schürze nachlaufenden Don Pasquale; Rom den geschniegelten und gebiegelten Gecken Gielsomino; Neapel den ungeschickten, tölpelhaften Bauerlümmel Coviello, den neckenden Pasquarimello und den faulen, feigen Pulcinella, das häßliche Windei, aus welchem der französische Polichinell herausgekrochen ist. Zu diesem Volksmasken-Congreß schickte Mailand seinen Girolamo und Truffaldino, Piemont seinen Gianduja, Genua seinen Scaramuzzia, Calabrien seinen Giangurgulo, Sicilien seinen Travaglino und Messina seinen Giovanelli. Eine Maske aber, die allen Städten gemeinschaftlich angehörte, war der Capitano, auch Spavento, Tracasso, Tempesta oder Cocodrillo genannt, ein Character, welcher auffallende Aehnlichkeit mit dem Miles gloriosus von Plautus hat, ein bramarbasirender Held, der seine Feinde in hunderttausend Stücke zu zerhauen und mit kaltem Blute nebst Haut und Haaren aufzufressen droht, aber, scharf ins Auge gefaßt, so blutwenig Courage hat, daß ein beherzter Hase ihn siegreich in die Flucht jagen kann. — Die einzige Charactermaske weiblichen Geschlechts war die aus-

gelassene, muthwillige, kecke Colombine, die gewöhnlich als Pantalone's Tochter und Arlechino's Geliebte erscheint, woher sie später den Beinamen Arlechinetta erhielt *).

Diese immer wiederkehrenden Stereotyp-Figuren hatten bei aller Lustigkeit, die ihnen eigen war, doch auch das Ermüdende, daß alle Stücke durch sie eine blasse Einförmigkeit erhielten.

Goldoni hatte, gelangweilt durch dies ewige Einerlei, den festen Entschluß gefaßt, jener unerquicklichen Monotonie den Krieg zu erklären und als Reformator des italienischen Theaters, als Luther der alleinseligmachenden Commedia dell'Arte aufzutreten. Wirklich war er der Mann dazu. Sein Geist, der sich nach den classischen Lustspielen Molière's gebildet hatte, fühlte sich stark genug, die Schranken des Herkömmlichen umzustürzen und sich

---

*) Ueber das Wesen dieser Schauspielgattung giebt es eine ausführliche Abhandlung „Trattato su la Commedia dell'Arte" von F. Valentini, Berl. 1826. 4. und über die characteristische Bedeutung der einzelnen Masken befindet sich eine flüchtige Skizze in meinem Narren-Almanach für 1844 (Seite 1—6).

für sein dramatisches Talent eine neue Arena, ein neues Theater, ein neues Publikum zu schaffen.

Mit blutwenig Geld, aber mit verteufelt vielem Vertrauen, mit Siegesplanen im Herzen und einem Dutzend reformirender Lustspiele im Reisesack war er 1752 mit seiner Lavinia nach Venedig zurückgekehrt.

III.

Hier, im Reiche der Kritik, herrschte mit unumschränkter Macht und despotischer Gewalt Graf Gasparo Gozzi, ein berühmter Aesthetiker, dessen Urtheile von der gelehrten Welt als unumstößliche Orakelsprüche hingenommen wurden.

Geboren 1713 zu Venedig, hatte er sich in seinem fünfundzwanzigsten Jahre mit einer der liebenswürdigsten Musen seiner Vaterstadt, mit Luigia Bergalli, vermählt.

Seine Frau, zehn Jahre älter als er, Tochter eines ehrlichen, aber blutarmen Schuhmachers aus Vicenza, hatte den jungen, unbemittelten Grafen weniger durch den noch immer frischen Glanz ihrer

Schönheit, als durch die Macht ihres Geistes und durch die Allgewalt ihres vielseitigen Talentes für sich eingenommen. Luigia, Schülerin der gefeierten Rosalba Carriera, war eine ausgezeichnete Malerin, eine tüchtige Harfenspielerin und eine sehr talentvolle Dichterin, die Französisch und Latein verstand und schon frühzeitig die Lustspiele des Terenz in ihre Muttersprache übertragen hatte *). In ihrem fünfzehnten Jahre war ihr, für dramatische Poesie begeistert, das Glück zu Theil geworden, einen würdigen Lehrer zu finden in der Person Apostolo Zeno's, der gleich darauf (1719) vom Kaiser Karl VI. als Hofpoet nach Wien berufen wurde. Acht Jahre später hatte sie eine Blumenlese der berühmtesten Dichterinnen Italiens **) und vier Jahre darauf ihr erstes Lustspiel „le Avventure del poeta" erscheinen lassen. Fünfunddreißig Jahre alt, als Graf Gozzi sie zum Traualtar geführt hatte, war sie noch immer eine blühend schöne Frau, welche durch die Anmuth ihres

---

*) Diese Uebersetzung erschien erst 1733.

**) Componimenti poetici delle piu illustri rimatrici d'ogni secolo, Venezia 1726. 12.

Benehmens und durch den Reiz ihrer geistreichen Unterhaltung weit jüngere Schönheiten siegreich zu verdunkeln wußte. Gräfin Gozzi hatte nur Eine Unvollkommenheit: sie war beispiellos ehrgeizig.

Die Sucht, Stücke von sich aufgeführt zu sehen, hatte sie verleitet, ihren nachgiebigen Gemahl zu bewegen, im zwölften Jahre ihrer äußerst friedlichen Ehe die Leitung des Theaters San Angelo zu übernehmen, was denn auch geschehen war. Graf Gasparo, der sich, theils aus Liebe zu ernstern Studien, theils aus Neigung zu ungestörter Bequemlichkeit, wenig darum bekümmerte, hatte die Zügel der Bühne in die Hände seiner guten Frau gelegt, die, gestochen von der Tarantel des Ehrgeizes, jedes halbe Jahr ein neues Stück, heute ein Drama und morgen ein Trauerspiel schrieb, welche über Hals und Kopf einstudirt und mit verschwenderischer Pracht in Scene gesetzt wurden. So schoß nach und nach aus dem fruchtbaren Hirne der gräflichen Directrice ein ganzer Wald dramatischer Original-Pilze hervor, worunter die beiden Tragödien „Elettra" und „la Teba" den meisten Beifall fanden. Damit nicht zufrieden,

übersetzte sie noch eine Unmasse von Stücken aus dem Französischen. *)

Neidisch wie Alle, die vom Ehrgeiz geplagt werden, ließ sie nur ungern ein anderes Talent neben sich aufkommen. Aber keinen von Allen fürchtete sie mehr als Signor Goldoni, der mit seinen himmelblauen Komödien in andern Städten Italiens mehr Beifall einzuernten wagte, als Gräfin Luigia mit ihren blutrothen Tragödien, welche ihr Herr Gemahl, schwach genug, ohne Ausnahme für Meisterwerke erklären mußte.

IV.

So standen die Sachen als Carlo Goldoni in Begleitung seiner Frau in Venedig eingerückt war, um die einförmige Commedia dell'Arte zu entthronen und sich als Messias einer neugeborenen Dramatik zu erheben.

---

*) Unter Andern auch sämmtliche Trauerspiele Racine's, Duchés „Absalon" und Lamothe's „Maccabäer."

Gleich nach seiner Ankunft hatte er sich durch einen seiner Freunde zur Aufnahme in den Schooß der „Academia degli Granelleschi“ vorschlagen lassen, war aber mit einer Mehrheit von sieben Stimmen durchgefallen, was ihn dergestalt erbittert hatte, daß er seit jenem Augenblick ein Gegner des Grafen Gasparo Gozzi war, der, allem Anscheine nach von seiner Frau aufgehetzt, Stimmen gegen ihn gesammelt hatte. Man ersieht daraus, daß das literarische Cliquenwesen keine Erfindung der neuern Zeit, sondern ein uraltes Erbübel ist, das seit Jahrhunderten in allen Ländern üppig fortwuchert und immer weiter um sich greift.

Goldoni war nun vor Allem darauf bedacht, auch sich einen Anhang zu verschaffen, um den Einfluß der Gozzi-Coterie zu schwächen. Mit Hilfe seiner charmanten Frau gelang es ihm in kurzer Zeit, eine Unzahl von Bekanntschaften zu erobern, die ihn sehr bald zum Mittelpunkte eines immer größer werdenden Kreises machten.

Zu dem langen Schweife seiner zahlreichen Anhänger gehörte auch Signor Giuseppe Secchellari, Venedigs erster Seidenfabrikant, ein Crösus in

goldgeränderteın Duodez, ein Schwachkopf im größ-
ten Folio-Format, dessen Dummheit fast eben so
sprüchwörtlich als sein Reichthum und — zu seinem
Lobe sei's gesagt — auch seine Freigebigkeit geworden
war. Die ganze Stadt, vom Dogen bis zum
letzten der geheimen Polizeispione herab, wußten
Wunderdinge von dem Luxus zu erzählen, den
Signor Secchellari in seinem wahrhaft fürstlichen
Haushalte bei jeder Gelegenheit zu entfalten pflegte.
Er gab die glänzendsten Feste und warf sein seidenes
Vermögen mit immer vollen Händen im wahrsten
Sinne des Worts zu den Fenstern seines großartigen
Palastes am Canarreggio hinaus. Befreundet mit
allen Familien des goldenen Buches, vertraut mit
allen Mitgliedern des Senats, Du und Du mit
allen Koriphäen der Gelehrten- und Künstlerwelt,
sah er sich fortwährend von einem Hofe von Schma-
rotzern umringt, die seinen Keller, seine Börse leerten
und aus Dankbarkeit dafür selbst den schlechtesten
seiner Witze mit einer Herzlichkeit belachten, als
hätte sich aus dem Borne bodenloser Stupidität der
geistreichste Einfall verirrt.

Dieser Erzgimpel war eines schönen Morgens,

als er sich mit einer englischen Banknote seine türkische Pfeife angezündet hatte, ganz unerwartet von der Gesellschaft der Granelleschi, unter dem lauten Gelächter der ganzen Versammlung, einstimmig zum Präsidenten erwählt worden. Die lustige Academie hatte aus ihrem Schooße eine Deputation von fünf Mitgliedern abgeschickt, die ihm mit höchst feierlicher Miene die Nachricht von seiner Erhebung zum „Arcigranellone" (Erzgimpel, Haupt-Schwachkopf) überbrachte. Signor Secchellari war davon dermaßen überrascht, daß ihm in einem und demselben Nu Verstand und Pfeife ausgingen. Hoch entzückt fiel er auf seinen Lehnstuhl zurück und hauchte zehnmal in Einem Athem: „Arcigranellone! Arcigranellone! O Ehre über Ehre!"

Am folgenden Tage ging mit noch weit größerer Feierlichkeit die Einsetzung des neuen Präsidenten vor sich. Man setzte ihm eine Narrenkappe und über diese eine Guirlande gebackener Pflaumen als Krone und Diadem auf, begrüßte ihn mit gereimten und ungereimten Anreden, deren Komik so ernst und deren Ernst so komisch war, daß sämmtliche Granelleschi bei Anhören dieser ironischen Vergötterung

an Pestilenz und hundert andere Schrecken sich erinnern mußten, um ihr Lachen zurückzudrängen. Statt des Thrones war ein erhabener Großvaterstuhl hergerichtet, auf welchem Erz-Gimpel I., zum „Fürsten der Granelleschi" ausgerufen, eine Thronrede hielt, die wir unserm Leser unbedingt mittheilen würden, wenn sie uns bekannt wäre. Gern wollten wir eine erfinden, wären wir nicht überzeugt, unser Leser habe dieser Thronreden schon so viele gehört, daß er uns die Unserige um so lieber erlassen wird, da er weiß, daß alle Thronreden, über eine und dieselbe Schablone hingepinselt, viel zu versprechen und blutwenig zu halten pflegen.

Wir kehren also lieber zur Fortsetzung unserer Erzählung zurück.

V.

Unser „Arcigranellone", ein Verehrer des schönen Geschlechts, war einer der eifrigsten Kurmacher der Signora Goldoni, die — eilf Jahre jünger als

ihr Gemahl — als Frau von fünfunddreißig Jahren noch immer höchst pikant und einnehmend, Letzeres sogar in doppelter Beziehung war; denn es verging kein Tag, an dem nicht die Großmuth des reichen Seidenhändlers ihr etwas eingab; gestern erhielt sie eine seidene Robe, heute einen neuen Shawl, Morgens ein Service von japanischem Porzellan und Abends einen Schmuck von venezianischem Rialto-Gold. Anbeter solcher Art sind weiße Raben, die Niemand besser zu würdigen und listiger zu fesseln verstand, als die ehemalige Sängerin Lavinia.

Gleich nach seiner Installation eilte er zu Signora Goldoni. Der neuerwählte Präsident fand seine alte Flamme in einem jener höchst gefährlichen Morgenanzüge, die selbst eine weit standhaftere Gemüthsbeschaffenheit als die des „kleinen, dicken Stöpsel" (so hieß Lavinia ihren drolligen Seladon) leicht aus der Fassung bringen können.

— Betrachten Sie mich! rief er aus.

Signora Goldoni würdigte den komischen Kauz einer ganz ernsten Betrachtung.

— Was bemerken Sie an mir? fragte er, beide Arme in die Hüften stützend.

— Auf Ihrem werthen Nasensockel erblicke ich eine höchst interessante Warze, die tagtäglich größer wird.

— Und sonst sehen Sie nichts, gar nichts?

— Es giebt Augenblicke, in denen ich sehr kurzsichtig bin. Außer dieser Warze finde ich in der That nichts Auffallendes.

— Curios, sehr curios! Ich glaubte, die neue Würde, zu der ich emporgestiegen bin, müsse meiner Physiognomie eine Art von Nimbus verleihen. Erschrecken Sie nicht, liebenswürdige Freundin, wenn Sie erfahren, daß die Academie der Granelleschi, dieselbe, die Ihren ausgezeichneten Herrn Gemahl mit starker Stimmenmehrheit durchfallen ließ, mich einstimmig zu ihrem Präsidenten mit dem für mich eigends erfundenen Titel eines „Arcigranellone“ erwählt hat.

— Und darüber sollte ich erstaunen oder gar erschrecken? Wer in ganz Venedig wäre geeigneter, diesen Ehrenplatz so würdig auszufüllen, als Signor Secchellari?

— Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben; doch muß ich Ihnen sagen, daß

es mich einigermaßen beunruhigt, daß Ihr ausgezeichneter Herr Gemahl bei uns so schmählich durchgefallen ist.

— Der Aermste wird sich darüber zu trösten wissen.

— Glauben Sie? fragte der Erz-Gimpel mit komischem Zweifel.

— Wenigstens hoffe ich es.

— Ich an seiner Stelle hätte mich darüber todtgegrämt. Apropos, theure Freundin, ist es wahr, daß Ihr Herr Gemahl eine neue Academie gründen will, die der Unsrigen feindlich entgegentreten soll?

— Goldoni beabsichtigt das Erstere allerdings. Im Vereine mit mehrern seiner Freunde will er eine „Academia degli Asinelli," eine Gesellschaft der Stockfische, ins Leben rufen. Jammerschade, daß der Klubb der Gimpel Sie uns bereits weggefischt hat!

— Schade? In wiefern?

— Die Gesellschaft der Stockfische würde keinen andern als Sie zu ihrem Protector wählen.

— Sehr schmeichelhaft! Doch werden Sie begreifen, reizende Amathusia, daß ich nicht, wie der

Truffaldino Ihres Herrn Gemahls, ein Diener zweier Herren, der Präses zweier sich feindlich gegenüberstehenden Academien sein kann. Und schon darum bitte ich Sie, Ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um Ihren Herrn Gemahl von der Ausführung dieses Planes zurückzuhalten und ihn zu bewegen, sich lieber noch einmal bei uns vorschlagen zu lassen.

— Wer und was bürgt ihm dafür, daß er nicht wiederum durchfällt?

— Ich gebe Ihnen meinen Kopf zum Pfande.

— Ihren Kopf? Lieber Gott, was soll ich damit anfangen?

— Sie sollen das Recht haben, ihn als Haubenstock zu benutzen, wenn Ihr Herr Gemahl zum zweiten Male bei uns durchfällt. Doch bevor ich's vergesse, will ich Sie fragen, ob es wahr ist, daß Ihr Herr Gemahl ein neues Stück geschrieben hat?

— Man sagt's, doch kann ich's leider nicht verbürgen.

— Man munkelt sich in die Ohren, daß er in seinem neuen Werke einige Mitglieder unserer Academie, die ihn durchfallen ließ, unter Andern auch

den Grafen Gasparo Gozzi und dessen Frau auf die Bühne bringen will. Glauben Sie das?

— Ich kümmere mich so wenig um Goldoni's dramatische Grillen, daß ich oft nicht einmal den Titel derselben erfahre.

— Sein neuestes Stück soll „Il Molière“ heißen und einen Heuchler entlarven.

— Ein prächtiger Stoff!

— Der die Zahl seiner Feinde noch vermehren wird.

— Was liegt daran? Ein so großes Talent, wie das meines Gemahls, kann in seinem Siegeslaufe durch Neid und Kabale nur auf Augenblicke gehemmt, aber nie ganz zurückgeworfen werden; einmal muß es sich trotz aller Anfeindungen, trotz allen Desavouirens seiner Gegner, siegreich Bahn brechen und seiner Feinde Troß in ihr Nichts zurückwerfen.

Man sieht, daß zu allen Zeiten und in allen Ländern die Frauen schwach genug sind, oft in den kleinsten Talenten ihrer Männer großartige Erscheinungen, epochemachende Genies anzustaunen. Lavinia hatte freilich ein Recht dazu.

— Vergessen Sie nicht, reizende Frau, daß Ihr

Herr Gemahl seit Kurzem einen sehr gefährlichen Nebenbuhler gefunden hat.

— Einen Nebenbuhler? Wen meinen Sie?

— Den Signor Pietro Chiari, einen äußerst fruchtbaren Dichter, der die Lustspiele dutzendweise aus den Aermeln schüttelt *).

— Ich bekümmere mich so wenig um Literatur, daß ich den Namen dieses Herrn heute zum ersten Mal höre. Wer ist dieser Mann?

— Er war erst Jesuit und dann Weltgeistlicher. Vor Kurzem hat ihn der Herzog von Modena zum Hofpoeten ernannt.

— Beweist dies, daß er Dichter ist?

---

*) Chiari versuchte es allerdings, als Goldoni's Nebenbuhler aufzutreten. Als dieser den Terenz auf die Bühne gebracht hatte, beeilte sich jener, Gleiches mit dem Plautus zu versuchen. Goldoni schrieb eine „Sposa persiana", Chiari gleich darauf eine „Schiave chinese". Letzterer ist außerdem Verfasser der „Giuocatrice di Lotto", der „Ballerina onorata", der „Cantatrice per disgracia", der „Bella Pellegrina" und gegen fünfzig anderer Lustspiele, von welchen die in Versen in zehn (Venedig 1759) und die in Prosa in vier Bänden (Bologna 1762) erschienen sind. Der Abbate, der all' diese Stücke im Laufe von zwölf Jahren geschrieben hatte, starb 1787 in seiner Vaterstadt Brescia.

— Allerdings, erwiderte der Haupt-Schwachkopf, denn warum ist es noch keinem von allen Fürsten Italiens eingefallen, aus Ihrem Herrn Gemahl irgend etwas zu machen?

— Und darum glauben Sie, daß Goldoni weniger Talent als der Abbate Chiari besitzt?

— Das habe ich mehrfach behaupten hören.

— Von wem? fragte Lavinia, nicht so ruhig als gewöhnlich.

— Vom Grafen Gozzi und seiner höchst gelehrten Frau, die doch auch Dichterin ist.

— Graf Gozzi ist der Feind meines Gemahls, weil die Gräfin ihm nicht verzeihen kann, daß Goldoni bessere Stücke schreibt als sie.

— Ihr „Jonathas" hat gestern Abend außerordentlich gefallen. Das Stück ist ...

— Eine Uebersetzung aus dem Französischen ... sonst nichts!

— Und dennoch lobt es alle Welt.

— Weil es von der Gräfin Gozzi ist. Hätte es Goldoni geschrieben, man würde es unbarmherzig ausgepfiffen haben.

— Erlauben Sie, reizende Freundin, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Aus mehr als einem Grunde neugierig, das neueste Stück Ihres Herrn Gemahls, bevor es irgendwo aufgeführt wird, kennen zu lernen, will ich mich verpflichten, Ihnen ein Geschenk von tausend, sage tausend Zecchinen zu machen, wenn Sie mir das Original oder eine Abschrift jenes Stückes verschaffen wollen.

Lavinia schien einen Augenblick zu überlegen.

— Nun? fragte Secchellari nach kurzer Pause, sind Sie bereit, meinen Vorschlag anzunehmen?

— Es sei, jedoch nur unter einer Bedingung.

— Und die wäre?

— Daß dieser Handel ganz unter uns bleibt, und daß Sie — was Hauptbedingung ist — mit der Abschrift keinen Mißbrauch treiben.

— Wort und Hand darauf! sagte Secchellari.

— Abgemacht! erwiderte Lavinia.

Und Beide reichten sich die Hände.

VI.

— Tausend Zecchinen, sagte Lavinia, als ihr Anbeter sie verlassen hatte, sind eine Summe, die bei diesen schlechten Zeiten durchaus nicht zu verachten ist. Mein guter Mann hat sich, trotz seines Talentes, trotz seines Fleißes, bis jetzt noch nie zu der schwindelnden Höhe von tausend Zecchinen erheben können. Trauriges Loos der Dichter, die Tag und Nacht ihr Gehirn zermartern, um dem Publikum Vergnügen und dem Theaterunternehmer Geld zu verschaffen! Sie selber aber werden mit Beifall und Aussicht auf Unsterblichkeit abgespeist. Armer Goldoni, noch keines Deiner Stücke hat Dir mehr als ein paar hundert Gulden eingebracht. Und trotzdem hast Du noch immer nicht den Muth verloren und trotz allen Trübsals Deine gute Laune Dir erhalten. Wär's nicht mehr als thöricht, das Anerbieten meines „kleinen dicken Stöpsels" zurückzuweisen? Wir gehen einer trüben Zukunft entgegen. Tausend Zecchinen sind ein hübscher Nothpfennig.

Auf diese Weise suchte Signora Goldoni, die

im Punkte des Gewissens ohnedies etwas leichtfertig war, die Skrupel desselben bestmöglichst zu beschwichtigen. Und gleich darauf verfügte sie sich ins Arbeitszimmer ihres Gemahls, durchstöberte die Masse seiner Papiere und fand darunter den Entwurf vieler angefangenen, aber noch nicht vollendeten Stücke. Goldoni hatte die Gewohnheit, oft an vier bis fünf verschiedenen Stücken zu gleicher Zeit zu arbeiten. So kam es, daß hier der Anfang und dort das Ende fehlte.

— Mein Herr Gemahl ist etwas liederlich, meinte Lavinia und öffnete eine Schublade nach der andern, um unter dieser Unzahl von Brouillons ein fertiges Stück zu finden. Sie gab bereits alle Hoffnung auf, als ein günstiger Zufall sie auf ein geheimes Fach seines Schreibpults aufmerksam machte. Hier fand sie, was sie suchte: ein vollkommen fertiges Lustspiel, das, in drei Acten und Prosa, „Il Bugiardo“ hieß *).

---

*) Unstreitig eines seiner besten Lustspiele, das sich unter dem Titel: „der leichtsinnige Lügner“, bearbeitet von F. L. Schmidt, auch auf den deutschen Bühnen eingebürgert hat.

Sie nahm das Stück, schloß das geheime Fach und eilte in ihr Zimmer zurück.

VII.

Secchellari, der es nicht erwarten konnte, sich im Besitz der neuesten Arbeit seines Freundes Goldoni zu sehen, wurde dazu nicht durch bloße Neugier getrieben; der Beweggrund war weit wichtiger. Der neuerwählte Präsident hatte bei der Uebernahme seines Amtes die im Grundgesetz ausgesprochene Verpflichtung übernommen, in längstens vier Wochen nach dem Tage seiner Erwählung den Mitgliedern der Academie eine seiner literarischen Arbeiten vorzulesen oder sich darauf gefaßt zu machen, laut §. 21 der Statuten mit Schimpf und Schande abgesetzt zu werden. Die Herren Granelleschi, sammt und sonders von der literarischen Unfähigkeit ihres Arcigranellone überzeugt, hatten diesen Schwachkopf, genau betrachtet, eigentlich nur darum gewählt, um sich das Vergnügen zu verschaffen, ihn nach vier Wochen wieder fortjagen zu können.

Unser Seidenhändler aber, der bei aller Dummheit doch ziemlich pfiffig war, hatte den Beschluß gefaßt, ihnen die gehoffte Freude zu verderben.

— Ich selber kann freilich nicht schreiben, sagte er zu sich, doch bin ich reich genug, um Andere für mich schreiben zu lassen. Aus diesem Grunde habe ich mich anheischig gemacht, der Signora Goldoni tausend Zecchinen zu bezahlen, wenn sie mir das Original oder eine Abschrift der neuesten Arbeit ihres Gemahls verschafft. Dieses Stück gebe ich dann ohne Umstände für das Meinige aus. Wie viele Dichter haben sich mit fremden Federn geschmückt; warum soll ich gewissenhafter als ein Dichter sein? Ich bin ein reicher Mann und verzichte auf literarischen Nachruhm. Ich will Goldoni's Arbeit blos darum für die meinige ausgeben, um jenen boshaften Gimpeln, die mich nur deßhalb zu ihrem Präsidenten erwählt, um mich nach vier Wochen fortzuschicken, einen Strich durch die Rechnung zu machen. He, he, alle Welt meint, ich sei dumm. Und doch bin ich klüger, als ich aussehe! Wie oft habe ich mich blos dumm gestellt, um Andere, die mich überlisten gewollt, erst ganz sicher zu machen und ihnen

dann zu zeigen, daß ich sie überlistet habe. Giuseppe Secchellari ist ein Pfiffikus, sagte Erz-Gimpel I. und rieb sich stillvergnügt die dicken Hände.

In demselben Augenblick übergab ihm der Kammerdiener einen eben angekommenen Brief.

— Von? fragte der Seidenhändler mit lakonischer Kürze.

— Signora Goldoni.

— Ah! rief Secchellari und gab dem Diener ein Zeichen, so schnell als möglich zü verschwinden. Die gute Lavinia! Ich bin neugierig, was sie mir da geschrieben hat.

Der Inhalt des Briefes lautete:

„So eben habe ich mich in den Besitz des neuesten Lustspiels meines Gemahls gesetzt uud bin, um Ihrem Wunsche zu genügen, gern bereit, Ihnen dasselbe gegen die bewußte Bürgschaft von tausend Zecchinen auszuliefern. L. G.“

Eine Stunde später legte Signor Giuseppe Secchellari zehn Rollen von je hundert Zecchinen in die Hände der Signora Goldoni, die ihrerseits den „Lügner“ ihres Gemahls ihrem Cicisbeo aushändigte.

VIII.

Goldoni hatte bis zu diesem Zeitraume, außer einem Dutzend Operntexte, die er für Giacomo Maccarri, Baldassare Galuppi und Pietro Chiarini geliefert, mehr als sechzig Lustspiele in Prosa und martellischen Versen*) geschrieben, von denen die meisten auf allen Bühnen Italiens mit großem Beifall aufgenommen worden waren**); aber alle zusammen hatten ihm so wenig eingebracht, daß er

---

*) Versmaaß von vierzehn Silben.

**) Wir theilen dem Leser, der sich für italienische Literatur interessirt, eine vollständige, alphabetisch geordnete Liste sämmtlicher Lustspiele Goldoni's mit; er schrieb: 1) Amante militare. 2) Arcadia in Brenta. 3) Avventuriere onorato. 4) Bertoldo, Bertoldino e Caccasenno. 5) la Bottega da Caffeè. 6) la Buona Moglie. 7) la Calamità de' cuori. 8) il Cavalier di buon gusto. 9) il Cavalier e la Dama. 10) il Conte Caramela. 11) Contesa de' Numi. 12) la Contessina. 13) la Dama prudente. 14) De gustibus non est disputandum. 15) il Dissoluto, ossia Don Giovanni Tenorio. 16) la Donna di Garbo (deutsch u. d. T. Mirandolina, von Carl Blum). 17) la Donna vendicativa. 18) le Donne curiose. 19) le Donne gelose. 20) le Donne vendicate. 21) i Due Gemelli veneziani. 22) l'Erede fortunato. 23) la Famiglia dell' Antiquario. 24) la Favola de' tre Gobbi. 25) le Femmine punti-

mehr als einmal die Hülfe bewährter Freunde in Anspruch nehmen mußte, um sich aus drückender Geldverlegenheit zu befreien. Diese Nahrungssorgen abgerechnet, hatte er beständig mit den lieblosen Verfolgungen der Kritik zu kämpfen, die, im Dienste ergrauter Vorurtheile, dem Streben des kühnen Reformators gehässig in den Weg trat und sein Talent bei jeder Gelegenheit mit erneuter Wuth in den

---

gliose. 26) ii Feudatore (auch unter dem Titel: il Marchese di Montefosco). 27) la Figlia ubbidiente. 28) la Finta ammalata. 29) il Finto Principe. 30) la Gastalda. 31) il Giuocatore. 32) l'Impostore. 33) l'Ipocondriaco. 34) Lucrezia Romana in Constantinopoli. 35) la Mascherata. 36) i Mercatanti. 37) la Moglie saggia. 38) il Moliere. 39) il Mondo alla Rovescia. 40) il Mondo della Luna. 41) Monsieur Petiton. 42) il Negligente. 43) il Paese della Cuccagna. 44) la Pamela. 45) la Pelarina. 46) le Pescatrici. 47) i Pettegolezzi delle Donne. 48) i Poeti. 49) il Portenosi Effetti della Madre Natura. 50) la Pupilla. 51) i Puntigli domestici. 52) la Putta onorata. 53) la Scuola moderna. 54) gli Sdegni amorosi. 55) la Serva amorosa. 56) il Servitore di due Padroni (auf der deutschen Bühne unter dem Namen „Truffaldino" einheimisch). 57) il Teatro comico. 58) il Tutore. 59) la Vedova scaltra. 60) il Vero Amico. 61) il Virtuose ridicole. 62) l'Uomo prudente. Eine vollständige Ausgabe seiner gesammten Lustspiele erschien zu Venedig, 1794. 44 Bde. 8. Ungefähr vierzig dieser Stücke sind ins Deutsche übersetzt von J. H. Saal, Leipzig 1767—76. 11 Bde. 8.

Staub zog. Goldoni theilte das Schicksal mit allen großen Geistern, welche, die Schranken des Herkömmlichen niederreißend, sich neue Bahnen brechen.

Die einzige Anerkennung, die ihm bis jetzt zu Theil geworden, war von Rom ausgegangen, wo die Academie der Arcadier*) ihn aus freiem Antrieb zum Mitglied erwählt hatte. Sein Schäfername war Polisseno Fegejo.

Die meisten Anfechtungen fand er in seiner Vaterstadt Venedig, wo der Einfluß des Coterie Gozzi alle Minen springen ließ, dem wachsenden Ruhme des „italienischen Molière" feindlich entgegen zu arbeiten.

Goldoni aber ließ sich dadurch nicht einschüchtern, auf der neu eingeschlagenen Bahn muthig fortzuschreiten.

---

*) Die Academie der Arcadier entstand 1690 durch Gelehrte, welche Königin Christine von Schweden während ihres Aufenthalts in Rom um sich versammelte. Jedes Mitglied erhielt einen idyllischen Namen und eine Hirtenflöte. Der erste Präsident, Custode dell' Arcadia, war Crescembini. Die Gesellschaft, die noch jetzt fortbesteht, versammelte sich jeden Donnerstag im Bosco di Parrasio, einem Garten, dessen Namen einem Gebirge in Arcadien entlehnt ist.

— Die Kritik, sagte er eines Tages, ist eine feile Bestie, die nur die Mittelmäßigkeit und Jene unangetastet läßt, welche nicht den Muth haben, ihr die Zähne zu zeigen. So war die Kritik, so ist sie noch jetzt und so wird sie immer sein.

Großen Erfolg versprach er sich von seinem neuen Stücke, worin er das Vorbild seiner Studien, den großen Molière, „Frankreichs Aristophanes", zum Mittelpunkt einer vom Anfang bis zum Ende spannenden Verwickelung gemacht hatte. Auch sein „Bugiardo" lag seit vier Wochen fertig im geheimen Schubfache seines Pultes. Niemand in ganz Venedig wußte irgend etwas von der Existenz dieses Lustspiels. Auch sein „Molière" *) war fertig bis auf den letzten Act, den er schon dreimal umgearbeitet und auch zum vierten Male verworfen hatte. Er, der sonst selten oder nie gefeilt hatte, war diesmal vorsichtiger und gewissenhafter als je.

---

*) Von vielen Seiten ist einem neuen Dramatiker, Karl Gutzkow, der Vorwurf gemacht worden, er habe dieser Goldoni'schen Komödie die Idee zu seinem „Urbild des Tartüffe" entlehnt. Die Untersuchung, in wie weit dieser Vorwurf gerecht oder ungerecht ist, überlassen wir Andern.

Eines Morgens, als Goldoni wieder sehr eifrig mit seinem „Molière" beschäftigt war, besuchte ihn Baldassare Galuppi, ein sehr beliebter Componist, der, trotz seiner fünfzig Jahre, einer der heitersten Köpfe Venedigs und — was ihm zu weit größerem Ruhme gereicht — der treueste Freund unseres Freundes war *).

— Du kommst wie gerufen, sagte der Dichter zum Componisten. So eben habe ich Dir schreiben und Dich bitten wollen, mir auf vierzehn Tage ...

— Geld zu leihen ... wie viel?

— Eine Kleinigkeit für einen so reichen Mann! Fünfzig lumpige Zecchinen!

*) Geboren 1703 auf der unweit Venedig gelegenen Insel Burano, von der er später den Beinamen „Buranello" erhielt. Schon als junger Mensch von neunzehn Jahren hatte er dem Drange, öffentlich aufzutreten, nicht widerstehen können und seine erste Oper „gli amanti rivali" aufführen lassen. Die Oper war durchgefallen. Galuppi, den dies Fiasco nicht entmuthigt hatte, war 1741 einem Rufe nach London gefolgt und hatte dort in drei Jahren vier große Opern („Penelope," „Scipione in Cartagine," „Enrico" und „Sirbace" componirt, deren Beifall bis in die Mauern seiner Vaterstadt zurücktönte. Geld- und ruhmbeladen war er 1745 nach Venedig zurückgekehrt und seit jener Zeit einer der beliebtesten Tondichter Italiens.

— Und wozu brauchst Du sie?

— Zum Leben, Kamerad, zum Leben. Ich habe nicht mehr als zwei Scudi in der Tasche ...

— Deine Tasche, alter Freund, gleicht dem bodenlosen Fasse der Danaiden. Du verbrauchst in acht Tagen mehr Geld als Unsereiner in vier Wochen. Ich will Dir durchaus keine Vorwürfe machen, Dich aber freundschaftlich daran erinnern, daß erst vor einigen Tagen ...

— Du mir fünfzig Kreuzthaler geliehen hast. Glaubst Du, ich hätte das vergessen? O nein, o nein!

— Was aber hast Du mit dem Gelde angefangen?

— Ich hab's verspielt!

— Spiel, alter Freund, ist ein Laster!

— Nur keine Moral, liebster Balthasar! Ich weiß es eben so gut, als Du, daß das Spiel keine Tugend ist und dennoch kann ichs mir nicht abgewöhnen. Jeder Mensch hat eine schwache Seite: ich liebe das Spiel, Du, altes Haus, liebst den Wein ...

— Der Wein erfreut des Menschen Herz!

— Das hat schon David gesagt ...

— David war ein großer Mann ...

— Lange nicht so groß, als mein alter Freund Galuppi, der über siebenzig Opern geschrieben hat...

— Worunter einige durchgefallen sind, fügte der Componist mit gutmüthigem Lächeln hinzu.

— Ein schlechter Reiter, der niemals vom Pferde gestürzt ist. Hat nicht auch manche meiner Arbeiten Fiasco gmacht?

— Du hast Recht. Doch um zur Hauptsache zurückzukehren ... Freund Goldoni braucht also fünfzig Zecchinen ...

— Und zwar noch heute!

— Ist Er böse, wenn ich Ihm, statt fünfzig, hundert leihe?

— Nicht im Geringsten! Ich liebe runde Summen, weil sie sich leichter behalten.

— Ja, ja, Du pflegst das, was man Dir leiht, sehr gern zu behalten!

— Nur keine Wortspiele, alter Junge!

— Nun aber ein Wort in allem Ernst gesprochen. Du bist faul, Goldoni, sehr faul! Seit acht Wochen ist kein neues Stück von Dir aufgeführt

worden. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und, hat man sich den Beifall des Publikums errungen, nicht auf der Bärenhaut liegen. Dichter und Künstler, gestern noch vergöttert, können heute schon von Andern verdrängt und morgen ganz und gar vergessen sein. Ich habe mir Vermögen gesammelt und bin darum doch nicht faul ... erst unlängst habe ich eine Oper vollendet und heute schon eine neue angefangen. Man muß fleißig sein, wenn man sich von dem jüngern Volke nicht verdrängt sehen will. Sprich, Alter, hast Du nichts Neues geschrieben?

— In meinem Pulte ruhen zwei neue Lustspiele, die Dir hoffentlich gefallen werden ...

— Und wo und wann willst Du sie aufführen lassen?

— Das Eine davon will ich morgen nach Mantua schicken, das Zweite, das ich für San Samuele*) geschrieben, bis zum Carneval liegen lassen.

— Möge jedes Deiner neuen Stücke so gut gefallen als Dein „Diener zweier Herren." Addio,

---

*) Eines der ältesten Theater Venedigs.

caro mio, in einer Stunde schicke ich Dir Dein Geld!

— Der Himmel erhalte Dich! sagte Goldoni und begleitete seinen Freund bis zur Thür. Dann kehrte er um und sprach zu sich selbst: Wenn jeder Mensch so treu und bieder wie Freund Galuppi wäre, dann wäre das Leben noch einmal so schön.

IX.

Acht Tage später, nachdem Giuseppe Secchellari sich — durch Bestechung der Signora Goldoni — in den unrechtmäßigen Besitz des „Bugiardo“ gesetzt, lud er sämmtliche Mitglieder der Academie der „Granelleschi“ zu einem großartigen Abendessen ein, um seiner Präsidentenpflicht zu genügen und den gelehrten Herren Goldoni's Lustspiel als das Seinige vorzulesen oder, richtiger gesagt, von der Gräfin Luigia Gozzi vorlesen zu lassen, weil er selber, klug genug, einen Anfall von Heiserkeit vorgeschützt hatte, um sich

einer Arbeit zu überheben, der er durchaus nicht gewachsen war.

Die Gräfin, die auch als Vorleserin zu glänzen wußte, war entzückt, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dies Talent vor einem so auserwählten Kreise von Zuhörern geltend zu machen. Sie las das ganze Stück und vor Allem die Rolle des jungen, leichtsinnigen Lügners mit so vielem Humor, daß Jeder davon begeistert war, obwohl Keiner von Allen begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ein so colossaler Dummkopf, wie ihr Amphytrion *), solch ein Meisterwerk zu schaffen im Stande sei.

Nachdem die Vorlesung beendigt war, ergriff Graf Gasparo Gozzi, Venedigs gefürchtetster Kritiker, das Wort und fragte den Präsidenten im Tone eines Inquisitor's:

— Das Stück, das wir so eben gehört haben, ist also Deine Arbeit?

---

*) Name eines Characters aus einem Molière'schen Lustspiele, Personification eines reichen Mannes, der gern und oft Gäste bei sich sieht und bei der Tafel den angenehmen Wirth macht. (Grimod de la Reynière's „Almanach des Gourmands, Band II, Seite 29.)

— Natürlich! antwortete der Arcigranellone mit einer Frechheit, die nur dem reichen Dummkopf eigen ist.

— Du hast sie keinem Andern gestohlen?

— Seh' ich aus wie ein Dieb? fragte der Seidenhändler und warf sich in die Brust.

— Du hast sie Niemandem durch Geld oder gute Worte abgekauft oder aus der Hand gespielt?

— Seid Ihr verrückt? fragte Secchellari.

— Ich frage Dich, würdiger Arcigranellone, zum letzten Male, ist dies ausgezeichnete Lustspiel „il Bugiardo" Dein rechtmäßiges, geistiges Eigenthum?

— Natürlich! Natürlich! betheuerte der Mann der Seide mit consequenter Unverschämtheit.

— Dann begreifen wir nicht, fuhr der Graf fort, wie Jemand unter uns dumm genug sein konnte, zu glauben, daß Du ein Schwachkopf bist.

— Wir haben Dir Unrecht gethan! riefen sämmtliche Mitglieder der Academie.

— Du bist, fuhr Graf Gozzi fort, ein Dichter, dem ich eine große Zukunft prophezeihe.

— Dein „Lügner" wird Furore machen, erklärte der Abbate Pietro Chiari.

— Wir müssen es schleunig zur Aufführung bringen, sagte die gräfliche Directrice.

— Nicht um Alles in der Welt! schrie der Amphytrion.

— Wie, fragte der Graf, Du willst Dein Meisterwerk meinem Theater entziehen?

— Nicht blos Deinem Theater, sondern Allen, Allen!

— Was? Sie wollen Ihr Stück nirgends aufführen lassen?

— Nirgends, Frau Gräfin, betheuerte Erz-Gimpel I., der sich wie ein Truthahn aufblähte.

— Du mußt! schrieen Alle.

— Ich muß? Wer unter Euch kann mich dazu zwingen? fragte der reiche Tropf mit ruhig-lächelnder Miene.

— Wir sinds Ihrem Talente schuldig, Sie zu stürmen, dies reizende Lustspiel uns noch heute zur Aufführung zu überlassen.

— Ich bin Kaufmann und verzichte auf den Ruhm, als Dichter zu glänzen …

— Warum? Warum? fragten Alle.

— Weil meine Bescheidenheit es mir durchaus

verbietet. Ihr findet das Ding gut ... ich finde es nicht ...

— Himmel, welch' ein hoher Grad von Selbstverleugnung! rief die Gräfin. Hätte Goldoni oder ein anderer jener Herren, welche die Poesie zur Profession herabwürdigen, jemals ein so geistreiches Stück, wie das Ihrige geschrieben, sie würden vor lauter Hochmuth ihr Bischen Verstand verlieren.

— Jeder Dichter ist eitel! Ich bin Fabrikant und hoffe als solcher mehr Seide zu spinnen, als der arme Teufel Goldoni mit all' seinen Komödien.

— Es lebe Gimpel der Erste! rief die Gesellschaft.

— Es lebe die Bescheidenheit! rief der Wirth. Und gleich darauf gings zu Tische.

X.

Am Abende des folgenden Tages traf Goldoni mit seinem Nebenbuhler in einem Kaffeehause in der Frezzaria zusammen, dort, wo jetzt das Café

de'Lazzaroni, das Stelldichein der venezianischen Schöngeister und Künstler ist. Beide Herren hatten sich seit einigen Wochen nicht gesehen; Beide schienen erfreut, daß der Zufall sie hier zusammenführe.

— Mein guter Abbé, begann Goldoni, einen Becher Sorbetto schlürfend, wie gehts mit Ihrer Gesundheit?

— Schlecht, lieber Freund, sehr schlecht, erwiderte Chiari den Zucker in dem kurz vorher erhaltenen Glase Wasser umrührend.

— Armer Abbé, Sie leiden?

— An fast unerträglicher Schlaflosigkeit.

— Da weiß ich ein Mittel, Abbé, das Sie von diesem Uebel schnell befreien soll. Lesen Sie allabendlich ein Stück des hochgelehrten Grafen Gasparo Gozzi.

— Wie? Hat denn auch er Stücke geschrieben?

— Und was für welche! Es ist unverzeihlich, Abbé, daß Sie diese Meisterwerke noch nicht studirt haben. Lesen Sie z. B. eines seiner beiden mehr als classischen Trauerspiele „Medea" oder „Edipo." Freund, wenn Sie auch dann nicht einschlafen, dann rathe ich Ihnen, alle Hoffnung dazu aufzugeben.

— Hat Gozzi außer diesen beiden Tragödien noch etwas Anderes für die Bühne geschrieben?

— Ein halbes Dutzend Uebersetzungen aus dem Französischen*); doch sagt die böse Welt, seine Frau, die im kleinen Finger mehr Geist besitzt als er in seiner ganzen Faust, solle ihm dabei geholfen haben.

— Freund Goldoni ist sehr boshaft! meinte der Abbé, an seinem Zuckerwasser nippend.

— War ich's jemals gegen Sie?

— Niemals! Gasparo Gozzi aber ...

— Ist einer meiner Feinde, der mir bei jeder Gelegenheit zu schaden sucht ...

— Das glaube auch ich ...

— Und darum bin ich ihm keine Rücksicht schuldig.

— Ist es wahr, daß Sie ihn in einem Ihrer neuen Stücke auf die Bühne bringen wollen?

— Wer sagt das? rief Goldoni aufgebracht.

— Halb Venedig!

---

*) Esopo in città und Esopo alla Corte (beide nach Boursault), Cenia (nach Frau von Graffigny), Democrito creduto pazzo (nach Autreau), Filosofi innamorati (nach Destouches) und „Zaire“ (nach Voltaire).

— Venedig lügt! Eine Rache solcher Art wäre eben so kleinlich als unedel. Ich, Freund Abbé, weiß meine Feinde würdiger zu bestrafen. Ich zwinge sie, mich im Stillen zu beneiden!

— Solche Rache ist jedem Dichter erlaubt. Doch da wir einmal vom Theater reden, so will ich Ihnen eine kleine Neuigkeit mittheilen, die Sie gewiß sehr überraschen wird.

— Ich bitte, erzählen Sie! Bottega, noch einen Becher Arlecchino! *).

— Sie kennen doch den reichen Seidenhändler Secchellari?

— Ob ich ihn kenne! Der Schwachkopf ist ein Anbeter meiner Frau, die sich über ihn lustig macht.

— Dieser gute Mann, den wir unlängst des Scherzes halber zum Präsidenten unserer Academie ernannt, hat uns gestern Abend ein lucullisches Mahl gegeben und . . .

— Mich nicht dazu eingeladen? Der Schurke! Ich werde meine Frau ersuchen, ihn dafür exemplarisch zu bestrafen.

---

*) Gemischtes, buntfarbiges Gefrorenes.

— Unser ehrwürdiger Arcigranello hat uns die köstlichsten Speisen, die allerfeinsten Weine, unter Andern einen herrlichen Montefiascone vorgesetzt.

— Der Spitzbube! Der Undankbare!

— Aber mehr als dies Alles hat uns etwas Anderes überrascht. Denken Sie sich, lieber Freund, dieser Seidenwurm hat ein Lustspiel geschrieben.

— Was sagen Sie?

— Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Ihre Ueberraschung wird sich steigern, wenn ich Ihnen sage, daß diese Arbeit in mehrfacher Hinsicht ein kleines Meisterstück, ein Characterlustspiel ganz à la Molière ist.

— Sie wollen mich wohl nur zum Besten haben?

— Sie irren; ich erzähle Ihnen kein Märchen, sondern lauter Wahrheit. Die Gräfin Gozzi hat uns das Stück vor Tische vorgelesen und wir Alle sind davon so entzückt gewesen, daß wir Anfangs nicht wußten, was wir davon glauben, was wir dazu sagen sollten; am Ende mußten w — wenn auch nur ganz im Stillen — uns selber eingestehen, daß

Keiner unter uns im Stande sei, solch ein Lustspiel zu schreiben.

— Ich traue meinen Ohren nicht und glaube noch immer, daß Sie mich nur foppen wollen. Secchellari, diese zu Fleisch gewordene Quintessenz aller Dummheit, soll ein Lustspiel, ein gutes Lustspiel geschrieben haben? Unmöglich!

— Anfangs haben auch wir nicht daran glauben wollen, uns später aber davon überzeugt, daß es wirklich von ihm und keinem Andern ist.

— Merkwürdig, höchst merkwürdig!

— Auch wir waren davon überrascht, weil Keiner unter uns diesem Dummkopf so viel Geist zugetraut hatte.

— Und wie viel Acte hat dieses Meisterwerk?

— Fünf! antwortete der Abbate, sein Zuckerwasser leerend.

— Und der Titel?

— „Il Bugiardo.“

— „Il Bugiardo?“ wiederholte Goldoni ganz erstaunt.

— Ei warum erschrecken Sie?

— Weil auch ich ein neues Stück dieses Namens geschrieben habe.

— Ist's nicht schon oft dagewesen, daß zwei Dichter einen und denselben Stoff behandelt haben? Sagt nicht schon ein französisches Sprüchwort „les beaux esprits se rencontrent.

— Von einer Begegnung zwischen mir und Secchellari kann keine Rede sein. Ich habe diesen Stoff erfunden.

— Ich bin weit entfernt, Ihnen das Verdienst der Erfindung abzustreiten, doch erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß schon vor mehr als hundert Jahren Pierre Corneille ein fünfactiges Lustspiel, betitelt „le Menteur" im Hôtel de Bourgogne zur Aufführung gebracht hat. Dies französische Original scheint dem neuen Plautus Italiens als Muster vorgeschwebt zu haben, mit dem einzigen Unterschiede, daß manche Scene Secchellari's zehnmal geistreicher als die seines Vorbildes ist.

— Unmöglich! Unmöglich!

— Und dennoch wahr! Doch warum soll nicht auch ein blindes Huhn einmal ein Korn im Sande

finden? Wir Alle haben ihm gerathen, es schleunig zur Aufführung zu bringen.

— Und er? fragte Goldoni in Extase.

— Er scheint darauf verzichten zu wollen.

— Warum, weßhalb?

— Weil er zu wenig eitel sei, um auf Dichterruhm Anspruch zu machen.

— Der Elende hat mir meinen Stoff gestohlen!

— Diese Behauptung, Signor Goldoni, scheint mir etwas gewagt. Mit demselben Rechte könnte der Seidenhändler behaupten, Sie hätten die Idee Ihres „Lügners," von dessen Existenz bis jetzt Niemand etwas erfahren hat, dem Pierre Corneille oder, wollte Jemand boshaft sein, geradezu ihm, Giuseppe Secchellari, entwendet.

— Bin ich der Mann, der sich je mit fremden Federn geschmückt hat?

— Das wollte ich damit nicht gesagt haben; ich meine nur, daß gewisse Ideen und Charactere das Eigenthum aller Dichter sind, denn auch Corneille hat seinen „Lügner" nicht erfunden, sondern einem spanischen Lustspiel von Juan d'Alcaron entlehnt. Die Idee mag immerhin alt sein, wenn nur die Bearbei-

tung so überraschend neu, so drastisch-heiter wie in Secchellari's „Bugiardo" erscheint.

— Sie bringen mich in Verzweiflung.

— Cospetto, wodurch? fragte Chiari mit feinem Loyola-Lächeln.

— Durch die Hartnäckigkeit, mit der Sie mir die Erfindung dieses Stoffes streitig machen. Beweist nicht schon der Titel, daß Secchellari ein elender Plagiator ist?

— Der Titel, glaube ich, ist Nebensache; wenn Ihr Stück denselben Namen führt, so brauchen Sie ihn ja nur zu ändern.

— Das werde ich nicht thun! rief Goldoni, ungewöhnlich stark aufgebracht. Er, er muß ihn ändern.

— Machen Sie das mit ihm selber ab, entgegnete der Abbate, der sich durch die aufbrausende Hitze seines Freundes nicht aus seiner kalten Ruhe reißen ließ.

— Noch heute, jetzt gleich will ich hin zu ihm.

— Ersparen Sie sich den Weg, denn Sie werden ihn weder zu Hause noch anderswo finden. Vor einer Stunde hat mir die Gräfin Gozzi, in deren

Theater ich ihren „Absalon“ gesehen, die Nachricht, erhalten, daß unser ehrwürdiger Arcigranellone ...

— Nun, warum halten Sie ein?

— Um mir mit Ihrer gütigen Erlaubniß zuvörderst die Nase abzuwischen, erwiderte der Abbate mit seiner empörenden Kaltblütigkeit. Vor einer Stunde also erfuhr ich, daß der Dichter des „Bugiardo“ — ein Stück, das, beiläufig gesagt, auf allen Bühnen Furore machen muß — daß Signor Secchellari dringender Geschäfte halber ...

— Vollenden Sie, vollenden Sie.

— Heute Nachmittag nach Lyon abgereist ist und erst in fünf bis sechs Wochen zurückkehren wird.

— Corpo di Cristo, ich bin außer mir!

— Aber weßhalb denn?

— Weil ich den elenden Plagiator nicht gleich zur Rechenschaft ziehen kann.

— Signor Goldoni ist ein Hitzkopf. Zorn schadet der Verdauung. Merken Sie sich das, sagte der Abbé, nickte ihm gute Nacht zu und entfernte sich.

Jener aber sah ihn zur Thür hinausschleichen und dachte still bei sich:

— Er ist und bleibt ein Jesuit!

XI.

Mit fieberheißem Kopfe stürmte Signor Goldoni zum Kaffeehause hinaus, um mit Sturmschritten seine vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich entfernte Wohnung am Campo Santa Maria Formosa zu erreichen. Unterwegs flüsterte ihm ein unsichtbarer Teufel mit höllischer Schadenfreude den Verdacht ein, der Spitzbube von Seidenhändler, der ihn fast täglich besuche, und der Signora Lavinia auf wahrhaft zudringliche Weise den Hof mache, habe, gekitzelt vom Ehrgeiz, sich als Dichter bewundert zu sehen, ihm das Manuscript seines „Bugiardo" aus dem Pulte gestohlen. Schon im Voraus spie er Feuer und Flammen, Flüche und Verwünschungen auf das Haupt des nichtswürdigen „Seidenwurms," der ihm mit diesem Stück Geld und Ehre rauben wolle.

— Wer um Alles in der Welt kann ihm die Existenz meines Stückes und jene geheime Schublade verrathen haben? Wer anders als mein Weib, mein treuloses Weib, das sich die Huldigungen dieses Schwachkopfs ruhig gefallen läßt. O Weiber,

Weiber! Ihr seid im Stande, Euch an plumpe Waschbären und alte Heupferde zu gewöhnen, wenn diese häßlichen Bestien Geld, Geld und wiederum Geld haben. Vermaledeiter Mammon, dem kein Weib widerstehen kann! Verrätherisches Metall, mit dessen Hilfe Alles feil, selbst die Tugend eines Weibes und das Gewissen eines Priesters zu erkaufen ist! Ich wollte, ich hätte Geld und keine Frau! Leider aber hat mir der Himmel im Gegentheil viel Weiber und wenig Geld bescheert. O ich unglücklicher, doppelt geschlagener Mann!

Bald darauf befand er sich in seinem Arbeitszimmer. Mit unbeschreiblicher Angst öffnete er das geheime Schubfach und fand es leer. Sein „Bugiardo“ war verschwunden, gestohlen, wie die Stimme der Ahnung ihm verrathen hatte. Sein Schreck, seine Wuth übersprang alle Schranken.

Mit brennender Wachskerze in der Hand, empört wie jener Mohr von Venedig in dem verhängnißvollen Augenblick, wo er das Leben der ungetreuen Desdemona, die in süßem Schlummer ruht, durch einen Dolchstoß endet, stürzt er ins Schlafgemach

seiner Frau, rüttelt sie schonungslos aus dem Schlafe auf und ruft ihr mit donnernder Stimme zu:

— Gestehe!

— Bist Du närrisch geworden? fragt Lavinia, sich schnell ermunternd. Was soll ich gestehen?

— Daß Du mich bestohlen hast.

— Mann Gottes, bist Du verrückt? Was soll ich Dir gestohlen haben?

- Den Schweiß meines Angesichts, mein Stück, mein Stück!

— Bist Du wirklich toll? Was für ein Stück?

— Falsches, treuloses Weib, stelle Dich immerhin unschuldig ... mich täuschest Du nicht ... mit daumendicken Lettern steht auf Deiner Stirn geschrieben: ich habe meinen Mann, meinen armen Mann bestohlen.

— Höre, guter Carlo, nun fange ich wirklich zu glauben an, daß Deine Tollheit keine Maske ist. Mensch, kannst Du wirklich glauben, daß ich fähig wäre ...

— O Himmel, wessen seid Ihr Weiber denn nicht fähig?

— Zügle Deinen Zorn, sonst, mein Herr und

Gebieter, reißt auch mir die Geduld. Sage ruhig und gelassen, was willst Du von mir?

— Mein Stück, meinen „Lügner?“

— Hast Du Dein Stück mir zum Aufbewahren gegeben?

— Nein!

— Wie also sollte ich dazu kommen, zu wissen, wohin Du Dein Stück verkramt hast? Sprich, Carlo, habe ich mich jemals um Deine Stücke bekümmert?

— Niemals, niemals!

— Warum also sollte ich diesmal eine Ausnahme gemacht haben?

— Um einem Deiner Anbeter einen Dienst zu erweisen.

— Beim Zeus, ich verstehe Dich nicht!

— Dann will ich mich deutlicher erklären. Du hast mein Stück mir entwendet, um es dem Schwachkopf Secchellari in die Hand zu spielen ...

— Carlo, ist das Dein Ernst?

— Mein heiligster Ernst! Der Elende treibt nun seine Frechheit so weit, *meine* Arbeit für die *seinige* auszugeben.

— Thut er das wirklich?

— Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, mit Dir zu spaßen.

— Und darüber bist Du außer Dir?

— Hab' ich nicht ein Recht dazu?

— Nein, Carlo, nein! Denn wer in ganz Venedig wird es glauben, daß ein so colossaler Dummkopf, wie unser gemeinschaftlicher Freund Secchellari ist, ein Stück schreiben kann?

— Wer's ihm glauben wird? Jeder meiner Feinde wirds ihm glauben, schon darum glauben, um mich dadurch zu kränken. Du kennst die Dichter nicht. Der Neid des Einen läßt am Talente des Andern kein gutes Haar, und da ich Allen ein Dorn im Auge bin, wird es für jeden von ihnen eine Freude, ein Triumph, ein Hochgenuß sein, alle Welt zu überreden, daß ich mich mit fremden Federn schmücken will, daß Secchellari der Erfinder des Stücks und mein „Lügner" ein Plagiat des Seinigen sei.

— Mein Gott, es kann Dir doch nicht schwer werden, aller Welt zu beweisen, daß Du der Autor bist.

— Wodurch soll ich das beweisen?

— Durch Deine ersten Entwürfe ...

— Ich habe sie verbrannt ...

— Oder durch die Reinschrift ...

— Ich hatte nur Eine und diese Eine hat mir der Teufel auf eine mir unbegreifliche Weise aus einem geheimen Fache meines Pults geholt.

— Wie, mein Herr und Gebieter, Ihr habt geheime Fächer?

— Nur eins, nur eins!

— Auch das ist verdächtig, mein Freund, und nun habe ich erst recht kein Mitleid mit Dir. Ein Ehemann, welcher geheime Schubfächer hat, ist ein Verräther ...

— Aber Lavinia, sagte Goldoni, der ihren aufflammenden Zorn schon im Keime zu erdrücken versuchte.

— Ein erbärmlicher Verräther! schrie die kluge Frau, anscheinend noch weit gereizter.

— Gott im Himmel, wie kann ein so kluges Weib, wie Lavinia, so kindisch sein, über etwas so Alltägliches in Harnisch zu gerathen. Jede Ehe hat ihre kleinen Geheimnisse, und das ist recht gut, liebes Kind, denn wenn der arme Mann von seiner Frau

das Alles wüßte, was Andere von ihr wissen, dann wäre Mancher sehr beklagenswerth!

— Geh, geh, Verräther, ich mag nichts, durchaus nichts mehr hören.

— Aber, Vinchen, wenn ich Dich bitte, wenn ich Dich beschwöre, mir nicht zu zürnen ...

— Sprecht, was Ihr wollt! Ich schlafe!

Lavinia kehrte ihrem Gemahle den Rücken zu und sprach keine Sylbe mehr. Goldoni, der oft genug Gelegenheit gehabt hatte, schreiende Proben ihres Eigensinns zu erhalten, nahm den Leuchter, den er kurz vorher auf den Tisch gesetzt hatte, und verfügte sich, „gute Nacht" wünschend, mit bewundernswürdiger Gelassenheit in sein Schlafzimmer.

Als sich Signora Goldoni ohne Zeugen sah, fing sie zu lächeln an und sagte:

— Lavinia, Du hast Deine Rolle gut gespielt. Nun aber ist's Zeit zum Schlafen!

Sie kehrte sich um, deckte die nackten Schultern zu und sank gleich darauf in die Arme eines holden Traumes. Goldoni aber konnte kein Auge schließen, denn er dachte an seine Frau und an seinen „Lügner" und keines von Beiden war geeignet, seinem aufgeregten

Geiste die süße Wohlthat des Schlafes zu vergönnen.

Als er am andern Morgen früher als je aufstand, um die letzte Feile an seinen Molière anzulegen, nahm er wie gewöhnlich sein Tagebuch zur Hand und schrieb:

5. Januar. Gestern Nacht machte ich die Entdeckung, daß mein neues Stück, von dem ich mir so glänzenden Erfolg versprochen hatte, mir aus meinem Pulte gestohlen worden ist. Lavinia leugnet, und dennoch glaube ich, daß sie die Urheberin dieses Raubes ist. Jede Frau, selbst die Beste, ist ein Zwitterwesen, das neunundneunzig Bestandtheile eines Teufels und nur ein einziges Bestandtheilchen eines Engels hat. Dies einzige Theilchen ist ....*) Ich habe eine traurige Nacht verbracht!

---

*) Goldoni schrieb so unleserlich, daß Keiner von Allen, die sein Tagebuch gesehen, dies Wort entziffern konnte.

XII.

Zu rechter Zeit erschien Freund Galuppi.

— Ah, mein lieber Balthasar, ein guter Engel schickt Dich, mich zu trösten ...

— Diavolo, Du brauchst schon wieder Geld?

— Diesmal, Freund in der Noth, brauche ich vor allen Dingen Rath, guten Rath ...

— Was ist geschehen?

— Ein Unglück, ein großes Unglück! Eines meiner beiden neuen Stücke, „der Lügner,“ ist mir aus diesem Pulte hier gestohlen, hörst Du, gestohlen worden. Ich bin außer mir, doppelt außer mir, weil ich nur eine Reinschrift davon gehabt und das Brouillon verbrannt habe.

— Das ist allerdings fatal, höchst fatal! Doch auf wen fällt Dein Verdacht?

— Auf meine Frau! erwiderte Goldoni so leise als möglich.

— Auf Deine Frau? Was soll sie damit angefangen haben?

— Einer Ihrer eifrigsten Anbeter ist der reiche

Dummkopf Secchellari. Gestern Nacht erfahre ich durch Chiari, daß jener Dummkopf ein Stück geschrieben, das, wie das meinige, il Bugiardo heißt.

— Dein Weib also sollte Dich verkauft und verrathen haben?

— Ist das nicht schon häufig dagewesen? Von allen boshaften Teufeln, welche die Hölle unserer armen Erde auf den Zopf gespieen hat, ist — nicht wahr, Du schweigst darüber? — der Eheteufel Asmodi der allerabscheulichste ...

— Deine Ehe schien mir eine glückliche zu sein ...

— Oro tutto non è quel che risplende *). Meine gute Lavinia ist — unter uns gesagt — das Muster eines Weibes, wie es gerade nicht sein soll. Doch um auf mein Stück zurückzukommen. Wie fange ich's an, es den Klauen des frechen Diebes zu entreißen?

— Nichts leichter als das! Du gehst zu Secchellari und sagst ihm geradezu auf den Kopf, daß er Dich bestohlen hat ...

---

*) Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

— Das geht nicht, schon aus dem Grunde nicht, weil er gestern Nachmittag nach Frankreich gereist ist.

— Fatal, sehr fatal! Der Spitzbube ist — so viel ich weiß — nicht verheirathet, sonst hätten wir während seiner Abwesenheit seine Frau ins Verhör genommen und sie gezwungen, uns das corpus delicti auszuhändigen ... Aber halt, da fällt mir etwas ein ...

— Was fällt Dir ein?

— Eine kostbare Idee zu einem komischen Duett, das ich für meine neue Oper gebrauchen kann. Willst Du mir schnell ein Paar Verse dazu machen?

— Nur jetzt nicht, lieber Freund! Vor allen Dingen muß ich alle Hebel in Bewegung setzen, um mein geraubtes Eigenthum wieder zu erlangen. Denke Dich in meine Lage, alter Balthasar. Wenn Dein Weib Dir eine Deiner neuen Opern gestohlen hätte ...

— Ich wäre fähig, wie Blaubart, meiner Alten, wie sehr ich sie auch lieb habe, die Kehle abzuschneiden.

— Denke weiter ... wenn Dein Weib Dich nur darum bestohlen hätte, um Deine Oper den Händen eines ihrer einfältigen Anbeter zu überliefern, der nun frech genug ist, Deine göttliche Musik für die seinige auszugeben?

— Dann wäre ich capable, sie und ihn umzubringen.

— Begreifst Du nun, daß ich gerechte Ursache habe, aufgeregt zu sein?

— Ich bedaure Dich; wie aber kann ich Dir helfen?

— Geh' zu meiner Frau hinüber ... schildere ihr mit aller Beredsamkeit, die Dir zu Gebote steht, meine Lage ... versuche, die verstockte Sünderin zu rühren, sie zu bewegen, Dir ihre Schuld, ihren Frevel zu beichten und ihren Mitschuldigen zu veranlassen, das gestohlene Gut freiwillig herauszugeben.

— Signora Lavinia, sagst Du, sei sehr verstockt ...

— Signor Galuppi wird ihre Hartnäckigkeit zu besiegen wissen.

— Wir wollen sehen! sagte der Freund, der sich durch dies Zutrauen geschmeichelt fühlte, nahm Hut und Stock, verfügte sich in den andern Flügel und ließ sich dort von einem reizenden Stubenmädchen-Puck bei der „Königin der Elfen", Signora Goldoni, anmelden.

Und siehe, er wurde augenblicklich angenommen.

XIII.

— Ich grüße Sie, schöne Frau, sagte der Legat in partibus infidelium und ergriff die Hand der Inquisitin, um jene galant an seine Lippen zu ziehen.

— Willkommen, Signor Galuppi, erwiderte die Schuldige, so freundlich wie ein Ohrwürmchen. Ich habe schon seit sehr langer Zeit das Vergnügen entbehrt, Sie bei mir zu sehen. Darf ich Sie bitten, an meiner Seite Platz zu nehmen und mir zu sagen, was Ihrer ergebenen Dienerin die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Ich komme als Abgeordneter unsers gemeinschaftlichen Freundes ...

— Des Signor Secchellari? fiel ihm Signora in die Rede.

Galuppi stutzte einen Augenblick; dann sagte er, ruhig lächelnd aus einer großen Perlmutterdose eine Prise nehmend:

— Errathen!

— Was bringen Sie mir Neues von ihm?

— Signor Secchellari ist gestern Nachmittag abgereist.

— Das weiß ich bereits.

— Eine Stunde vor seiner Abreise hat er mich zum Vertrauten eines wichtigen Geheimnisses gemacht. Signora, errathen Sie? fragte der Componist mit schlauem Blinzeln.

— Nein, Signor, das errathe ich nicht.

— Und doch liegt es so nahe. Freund Secchellari hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen ... (Galuppi nahm aus Verlegenheit eine zweite Prise.)

— Was zu sagen? fragte Lavinia, die dessen Verlegenheit sogleich bemerkt hatte.

— Daß ... der bewußte Handel ... ihn ... sehr gereut ...

— Welcher Handel? fragte die Angeklagte mit impertinenter Unbefangenheit.

— Jener Handel, der — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit — keinem von Beiden zur Ehre gereicht.

— Ihre Worte sind Hieroglyphen ... bei allen Heiligen unsers Kalenders, ich verstehe Sie nicht.

— Sonderbar, sehr sonderbar, meinte der Inquisitor und nahm eine dritte Prise.

— Was finden Sie sonderbar? fragte Lavinia mit reizender Unschuld.

— Daß Sie die Geschichte läugnen wollen ...

— Welche Geschichte? fragte Signora mit höchst unbefangener Impertinenz.

— Ich will nun nicht länger Umwege machen und lieber gleich mit der Thür ins Haus fallen. Secchellari hat mir das Stück Ihres Herrn Gemahls übergeben.

— Welches Stück?

— Das Stück, das Sie ihm zu leihen die Güte gehabt ...

— Mein Herr, ich habe ihm nichts geliehen...

— Wie, Signora, Sie haben es ihm geschenkt? fragte Galuppi, etwas gereizt.

— Mein Herr, ich habe ihm auch nichts geschenkt, erwiderte Lavinia mit unerschütterlicher Ruhe.

— Gleichviel, ob Sie das Stück ihm geschenkt oder nur geliehen haben, er hat es mir gegeben, um es in Ihre Hände zurückzulegen. „Sagen Sie der Signora Goldoni, daß ich nur einen Augenblick lang im Zweifel gewesen bin, was ich mit dem Stück, das ich ihrer Güte verdanke, anfangen soll. Fremdes Eigenthum für das Seinige ausgeben, wäre dumm und schlecht. Mag alle Welt glauben, daß ich das Erstere bin ... Niemand aber — sagen Sie dies meiner Freundin — soll ein Recht haben, glauben zu dürfen, daß Secchellari schlecht genug ist, sich mit dem Geiste eines Andern zu brüsten.“ Das, Signora, waren seine eigenen Worte ...

— Ich verstehe diese Worte eben so wenig als die Ihrigen ...

— Dann muß ich leider noch deutlicher werden. Secchellari hat mir offen und ehrlich gestanden, daß

er Sie beschwatzt habe, ihm das neueste Stück Ihres Gemahls zu verschaffen ...

— Signor, hat er das wirklich gesagt? fragte die Inquisitin und betonte das Wort wirklich auf so ganz eigenthümliche Weise, daß der Inquisitor dadurch wieder ganz aus der Fassung kam.

— Allerdings! stotterte Galuppi mit so wenig Entschlossenheit, daß Lavinia ihn gleich durchschaute und nun ganz anders gegen ihn auftrat.

— Signor, hat er Ihnen wirklich ein Stück meines Gemahls übergeben?

— Allerdings, allerdings! antwortete der Inquisit noch weit zaghafter.

— Signor, wo haben Sie das Stück? fragte ihn der weibliche Inquisitor mit durchbohrendem Blick.

— Zu Hause, stammelte der verlegene Legat.

— Zu Hause? wiederholte Signora Goldoni und fing laut zu lachen an. Gut! Gehen Sie hübsch nach Hause, holen Sie das Stück, bringen Sie mir das Stück, dann will ich das Alles, was Sie mir von Secchellari erzählt haben, recht gern glauben und Ihnen eben so gern Rede stehen.

Bringen Sie's aber nicht, dann, Signor, sind Sie ein Lügner, ja noch Aergeres als das, ein Spion meines Gemahls, abgeschickt, mir das Geständniß einer Schuld abzulocken, von der ich mich — wie Sie sich nun wohl überzeugt haben werden — vollkommen frei fühle. Mag Secchellari gesagt haben, was er wolle ... Ich habe ein Recht, Alles zu läugnen ...

— Sie wollen also nichts gestehen?

— Signor, dieselbe Frage richte ich an Sie.

— Sie thun mir Unrecht ...

— Das sag' auch ich ...

— Ihr Läugnen, Madame, wird nichts helfen.

— Die Rolle, die Sie zu spielen übernommen haben, verlache ich ...

— Ich eile, das Stück zu holen.

— Thun Sie das, Signor, sagte Lavinia.

Galuppi trat beschämt seinen Rückzug an. Draußen im Vorsaale schüttelte er den Kopf und murmelte still vor sich hin:

— Ein kluges Weib!

— Ein schlauer Fuchs! sagte Signora Goldoni, und dennoch abgeprallt! Ha, ha, wer uns Frauen

überlisten will, muß doch noch pfiffiger als Signor Galuppi sein.

Der Legatus in partibus infidelium begab sich schnurstracks zu Goldoni, um ihm das ganze gegenseitige Verhör zu erzählen.

— Deine Frau ist leider sehr sattelfest.

— Bedaure mich, alter Freund. Ich bin das Pferd, auf dem sie reitet.

— Wirf sie ab!

— Ich habe nicht den Muth dazu.

— Dann trage Dein Joch ohne Murren, sagte sein Freund und ging.

XIV.

Zehn Tage nach jener peinlichen, aber ganz erfolglosen Verhörs-Scene war an allen Säulen, welche die Einfassung des Marcus-Platzes bilden, folgender, in allen Farben spielender Theaterzettel angeklebt:

Teatro San Angelo.

Lunedì 18. Januario 1753.

Rappresentazione estraordinaria al beneficio di Cornelia Ricci.

Il Bugiardo.

Commedia in 5 atti ed in prosa di Giuseppe Secchellari, Veneziano.

Wer malt Goldoni's Erstaunen, Goldoni's Wuth, als er, unter den Bogengängen der alten Procuratien auf- und abwandelnd, urplötzlich sein Stück als das eines Andern angekündigt sieht! Er bleibt vor dem Zettel stehen, liest die Personen, ballt die Fäuste, knirscht die Zähne zusammen und häuft Flüche und Verwünschungen auf das Haupt des schamlos-frechen Diebes, der sich vor den Augen einer ganzen Stadt mit gestohlenem Gute brüstet, mit geraubten Federn schmückt. Außer sich rennt er zu Galuppi.

— Mich trifft der Schlag! ruft er aus und wirft sich erschöpft auf einen der bequemen Lehnstühle.

— Was ist geschehen? fragt der theilnahmvolle Freund.

— Ein Bubenstück! Ein schändliches, niederträchtiges Bubenstück!

— Ist Dein Weib Dir untreu geworden?

— Ach, Freund, daran bin ich schon längst gewöhnt. Schlimmeres als dies ist mir begegnet ...

— Sprich!

— Heute Abend wird im San-Angelo-Theater, zum Benefiz der Ricci, mein „Lügner" unter Secchellari's Namen aufgeführt.

— Weiter nichts?

— Wie? Ist das nicht schon genug? Ich bin so wüthend, daß ich selbst den Löwen des heiligen Marcus mit kaltem Blute zerreißen könnte.

— Den Löwen des heiligen Marcus? Das glaub' ich Dir, denn das Vieh beißt nicht mehr.

— Ich könnte mich und die ganze Welt zerfleischen, vor Allem aber diesen Schurken Secchellari, der mein Stück für das Seinige ausgibt. Unerhört! Unerhört!

— Freund, wie oft ist das schon da gewesen! Sei kein Narr, Goldoni! Gräme Dich über solche Dummheit nicht!

— Dummheit? fragt der Dichter heftig aufspringend, wie soll ich das verstehen?

— Ganz wie Du willst, erwidert der Componist mit der ihm eigenthümlichen Ruhe. Wenn Du kein Thor bist, so wartest Du erst den Erfolg des Stückes ab. Gefällt es, dann hast Du noch immer Zeit, Dich darüber zu ärgern. Mißfällt's — was doch am Ende auch nicht unmöglich ist — dann fällt das Fiasco auf Secchellari's Haupt, und er ist dann genug gestraft.

— Mein Stück, Bester, muß gefallen!

— Liebster, das sagt jeder Dichter, und doch lebt nicht Einer, dem noch keines seiner Werke durchgefallen wäre. Wie manches Meisterstück ist bei der ersten Aufführung ausgepfiffen und später mit ungeheurem Brio aufgenommen worden!

— Du sprichst aus Erfahrung, wirft Goldoni mit beißender Anspielung hin.

— Auch Du, alter Freund, hast die Launen des vielköpfigen Ungeheuers, das wir „Publikum" nennen, kennen gelernt und wirst mir eingestehen, daß es sich oft kein Gewissen daraus macht, einen

Pfuscher in den Himmel zu erheben, während es manchen Künstler in den Staub zu ziehen sucht. Das Publikum ist ein Despot, der mit dem Schlaf unserer Nächte, mit dem Leben unseres Lebens oft genug ein höchst grausames Spiel treibt. Also folge mir, lieber Freund. Warte den Erfolg der ersten Aufführung ab; dann wollen wir sehen, was zu thun ist, um Secchellari zu entlarven und Dich in den Besitz Deines Eigenthums zu setzen.

— Jetzt, wo ich ruhiger geworden bin, sehe ich ein, daß Du Recht hast, und darum will ich Deinen Rath befolgen und ...

— Heute Abend mit mir Dein Stück ansehen.

— Freund, willst Du mir wirklich dies Opfer bringen? fragt Goldoni plötzlich ganz gerührt.

— Mit tausend Freuden!

— Laß Dich umarmen, lieber Freund! Doch halt, damit ich's nicht vergesse. Kannst Du mir auf acht Tage zehn Zecchinen leihen?

— Wer A. sagt, muß auch B. sagen, erwiderte der Freund in der Noth und zog seine Börse.

— Der Himmel erhalte Dich noch hundert Jahre! rief Goldoni.

— Danke, danke, sagte Galuppi und lächelte.

XV.

Bevor wir beide Freunde ins Theater begleiten, wollen wir einen Augenblick Halt machen, um die wandelbaren, unerklärlichen, ja fast räthselhaften Launen jenes vielköpfigen Ungeheuers „Publikum" etwas näher in's Auge zu fassen.

— Wie manches Meisterstück (dies sind Galuppi's Worte) ist bei der ersten Aufführung ausgepfiffen und später mit Enthusiasmus aufgenommen worden.

Wir erinnern unsere Leser an zwei der auffallendsten Beispiele. Lessings „Emilia Galotti" hatte das Unglück, bei ihrem ersten Erscheinen in Wien ohne Schonung durchzufallen, während sie bald darauf durch alle Bühnen Deutschlands die Runde und auf allen Furore machte. — Beaumarchais'

„Hochzeit des Figaro“ — bei der ersten Aufführung mit Eclat ausgepocht — wurde hundert Male hinter einander wiederholt und mit einem Jubel aufgenommen, der gleich einer Bombe in eine Pulvermine schlug und die ersten Funken der französischen Revolution entzündete.

Die erste Vorstellung kann also nie maßgebend für den Erfolg der übrigen sein. Wie viele Stücke sind umgekehrt bei der ersten Darstellung, durch tausend Künste der Clique und Claque mit donnerndem Hurrah begrüßt, nach der zweiten Wiederholung geräuschlos ins Meer ewiger Vergessenheit gesunken! Die Zahl der Beispiele wäre Legion.

Die erste Aufführung hat daher immer etwas Kitzliches. Sie ist eine Art von Fegefeuer, in dem der arme Dichter, wie der heilige Laurentius, bei gelindem Feuer auf dem Roste gleich einem Hammel-Cotelette gebraten wird, um von hier hoffnungslos in die Hölle, oder, von den Schlacken gereinigt, in den Himmel, ins Treibhaus der frommen Seelen, versetzt zu werden. Kein Wunder also, wenn jeder Dichter, selbst der abgehärtetste, bei dem ersten Erscheinen jedes neuen Stückes sich etwas unruhig

fühlt. Denn nicht jeder Poet findet seine Lustspiele so colossal-komisch, daß er sich, wie jener Zeitgenosse des Sokrates, Philistion aus Magnesia, darüber todtlachen kann. Zum Glück ist aber auch nicht jeder Dichter so ängstlich wie jener liebenswürdig bescheidene Franzose Bouilly, der Verfasser der „Fanchon“, der bei der Aufführung jedes seiner neuen Liederspiele hinter den Koulissen wie auf Kohlen stand und gegen Ende des Stückes sich beide Ohren zuhielt, um sich in Ungewißheit zu lassen, ob das Publikum zu applaudiren oder zu zischen geruht. Zum Unglück ist auch nicht jeder Poet so gleichgiltig, wie jener Demoustier, welcher (1796) bei der ersten Aufführung seines neuen Lustspiels „les trois fils“ einem jungen Manne, der in der Nachbarloge saß und aus Leibeskraft zu zischen anfing, mit der gelassenen Frage: Ist's gefällig, mein Herr? einen hohlen Schlüssel lieh und, einsehend, daß sein Stück nicht gefallen kann, zuletzt sich selber auspfiff. Nicht Jedem hat der Himmel so viel kaltes Blut verliehen, wie Herrn Scribe, der ruhig aus seiner Loge zuhören kann, wie das Publikum eines seiner leichtfertigen Stücke auspfeift, während er mit großer Gemüthsruhe eine

Orange nach der andern verspeist, um sich damit die trockene Kehle anzufrischen.

Auch Goldoni konnte als kampfgeübter, sieggewohnter Held einen Puff mehr als jeder Andere vertragen; an jenem Abende aber gestand er sich und seinem Begleiter, daß er, aufgeregter und unruhiger als je, herzlich froh wäre, wenn er die Tortur der ersten Aufführung seines „Bugiardo" schon überstanden hätte. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, er werde im Theater Aerger und Verdruß haben.

— Ich bin aufs Schlimmste gefaßt, sprach er zu Galuppi und häkelte sich in dessen Arm ein.

— Du zitterst! Es schüttelt Dich das Fieber der ersten Aufführung. Auch ich kenne dies Gefühl, das wie ein Wermuthstropfen in unsern Freudenbecher fällt und uns den süßen Most der Hoffnung vergällt. Komm, Freund! Bevor wir zum Richtplatz gehen, wollen wir hier einkehren und uns durch eine Tasse guten Moccasafts stärken und erquicken.

Gleich darauf traten Beide ins Kaffeehaus.

Zwei junge Leute, welche Billard spielten,

pausirten einen Augenblick, um die Eingetretenen zu betrachten.

— Kennst Du den langen magern Mann? fragte der Eine.

— Maestro Galuppi. Weißt Du aber auch, wer der Andere ist? fragte der Zweite.

— Wer wird den nicht kennen? Das ist Italiens Molière, Signor Carlo Goldoni!

— Respect vor solchen Herren! sagte der Erste.

— So denk' auch ich, antwortete der Zweite.

Und Beide legten aus Achtung für diese beiden Namen ihre Billardstöcke weg, streiften ihre aufgekrempelten Rockärmel zurück, grüßten sehr artig und hörten zu spielen auf.

– Kennst Du diese jungen Leute? fragte Goldoni seinen Freund.

— Der Eine ist Dichter, der andere Musiker.

— Und Beide gefallen mir, denn auf ihrer Stirn steht eine große Zukunft geschrieben, sagte der prophetische Dichter und löffelte sein Eis.

Der Eine hieß Albergati, der Andere Giuseppe Sarti.

XVI.

Wir befinden uns in einem gedrängt vollen Theater, in dem kein Apfel zur Erde fallen kann. Auf den Gesichtern aller Zuschauer malen sich alle Kennzeichen ungeduldiger Erwartung ab. Die Spannung, die im ganzen Hause herrscht, ist eben so natürlich als begreiflich. Ganz Venedig kennt den reichen Seidenhändler, der auf großmogolischem Fuße lebt, der eine der reichsten Bildergallerien und eine der kostbarsten Bibliotheken, einen herrlichen Keller, einen Chor von Köchen und einen Schwarm von goldbetreßten Dienern aller Art besitzt. Jedermann kennt den hypergalanten Frauenverehrer Secchellari, der jeder Schürze den Hof macht; jede Frau kennt den großartigen Verschwender, der bei allen guten Eigenschaften, die ihm nicht abzusprechen sind, nur den winzig kleinen Fehler hat, daß er ein colossaler Schwachkopf ist.

Und dieser Erz-Gimpel, dieser Narr in Folio, tritt urplötzlich aus der ägyptischen Finsterniß seiner großartigen Dummheit als Dichter eines fünf-

actigen Lustspiels hervor! Ist dies nicht ein Ereigniß, das alle Berechtigung in sich trägt, die Neugier einer ganzen Stadt in Allarm zu setzen? — Vom frühen Morgen bis zum Augenblick, wo sich die Eingänge des Theaters San Angelo öffneten, sprach man von Secchellari und seinem „Bugiardo," und Freund und Feind, Arm und Reich, Alt und Jung, war über alle Maßen gespannt, ein Stück zu sehen, von dem man im Voraus überzeugt schien, daß es durchfallen müsse. Und um es mit feierlichem Pompe zu Grabe zu tragen, hatte sich das Parterre mit Stöcken, Pfeifen und Hausschlüsseln bewaffnet, um bei der ersten Veranlassung gleich loszuschlagen.

Jetzt endlich fliegt der Vorhang auf. Im dichtgedrängten Hause herrscht eine Stille, daß man das Fallen einer Nadel hätte hören können. Das Stück beginnt ... man ist vom Scheitel bis zur Schuhsohle Ohr, ganz Ohr. Man erwartet Langeweile und sieht sich bald getäuscht, denn gleich in den ersten Scenen entfaltet der Lügner so viel Leben und Laune, daß die Zuhörer, davon mehr und mehr electrisirt, erst lächeln und dann aus vollem Halse lachen müssen. Die Böswilligen, die nur deßhalb gekommen waren,

um das Stück à tout prix auszupochen, ärgern sich im Stillen, daß sie beim Schluß des ersten Acts noch keine Gelegenheit gefunden haben, von ihren Hausschlüsseln Gebrauch zu machen. Als der Vorhang niederfällt, erschallt von allen Seiten ein so allgemeiner, ungetheilter Beifall, daß Niemand dagegen zu protestiren wagt.

— Wie bist Du mit der Aufführung zufrieden? fragte während des Zwischenactes Galuppi den Dichter des Stücks.

— Der „Lügner" entwickelt viel gesunden Humor, aber desto langweiliger erscheint mir seine Geliebte, Signora Ricci.

— Auch ich kann ihrem Spiele keinen Geschmack abgewinnen, und doch ist sie der Liebling des Publikums und, wie man sagt, die Maitresse des jüngern Gozzi.

— Kennst Du den Grafen Carlo? fragte Goldoni.

— Nur dem Namen nach. Er soll weit geistreicher als sein Bruder Gasparo sein.

— Hm, dazu gehört freilich nicht viel!

— Carlo Gozzi soll, in allem Ernst gesprochen, ein ganz tüchtiger Kopf sein.

— Doch traue ich auch ihm wenig Geschmack zu, denn wie wäre es sonst möglich, sich in ein Gesicht wie das der Ricci zu verlieben.

— Ich erinnere Dich an den Titel einer Deiner Komödien: „De gustibus non est disputandum.“

Gleich darauf beginnt der zweite Act. Ganz dieselbe Spannung wie im Ersten. Leute, die sich vorgenommen hatten, um jeden Preis zu gähnen, sehen sich bald von der lustigen Handlung und dem heitern Dialoge so mit fortgerissen, daß sie, ganz gegen ihren Willen, herzlich lachen müssen. Ein lachender Feind aber ist entwaffnet ... er vergißt die hohlen Schlüssel, die er in der Tasche trägt, und sieht sich endlich gar gezwungen, statt zu pfeifen, laut zu applaudiren. Welch ein Triumph für den Dichter, der die vorgefaßte Meinung seiner Feinde so siegreich aus dem Felde zu schlagen versteht! Der Vorhang fällt zum zweiten Male, und wieder ertönt ein lauter, allgemeiner Beifallsruf.

— Nun, Galuppi, wie gefällt Dir das Stück? fragte der Dichter.

— Ich gratulire Dir zu Deinem neuen Siege, erwiderte der Componist und drückte mit biederer Herzlichkeit die Hand seines Freundes.

— Ist es nicht schändlich, daß ein Dummkopf, wie Secchellari, die Früchte meines Sieges erntet?

— Beruhige Dich, alter Freund. Es wird nicht lange verschwiegen bleiben, daß Du der Schöpfer dieses Stückes bist.

Beide Freunde verfügten sich ins Buffet.

Dort unterhielten sich zwei Leute, die ihnen unbekannt waren, vom Erfolge des Stücks.

— Was sagst Du zu dem Ding? fragte der Eine.

— Ich finde es außerordentlich lustig und ungewöhnlich pikant, erwiderte der Andere.

— Es überrascht um so mehr, da Niemand diesem Tölpel Secchellari so viel Geist, so viel gute Einfälle zugetraut hätte.

— Also auch Du glaubst, daß Secchellari der Autor dieses Stückes ist?

— Steht nicht sein Name auf dem Zettel?

— Das beweist noch nichts! Ich für meinen

Theil hätte Lust zu wetten, daß ein Anderer dahinter steckt ...

— Der ihm vielleicht geholfen hat?

— Mehr als geholfen. Ich vermuthe hinter dem Schleier dieses Geheimnisses irgend einen armen Teufel, dem der reiche Narr diese Komödie für ein Stück Geld abgekauft hat, um sich in den Geruch eines Dichters zu bringen.

— Und glaubst Du, daß der Name des armen Teufels verschwiegen bleiben wird?

— Nicht lange! sagte der Andere.

Diese Worte waren süßer Balsam für Goldoni, der dies Gespräch, ziemlich laut geführt, aufmerksam belauscht hatte.

Einen Augenblick später begann der dritte Act. Auch er gefiel dergestalt, daß von Scene zu Scene mit der Spannkraft der Handlung auch der Beifall der Zuhörer wuchs. Alles, was Hände hatte, applaudirte wie wüthend; jede Kehle löste sich in laute Bravo's auf ... nur ein Einziger Mann wagte diesen allgemeinen Applaus durch vereinzelte Zischlaute zu schwächen, die sich wie glühende Nadeln ins Trommelfell des dicht hinter ihm auf Kohlen stehen-

den Dichters bohrten. Da dieser Mann fortwährend raisonnirte und nicht müde wurde, lustig fortzuzischen, wenn alle Andern rings um ihn her applaudirten, klopfte ihm sein Hintermann etwas unsanft auf die Schulter und ermahnte ihn, Ruhe zu halten. Der eigensinnige Zuschauer fing, dadurch aufgeregt, noch heftiger zu zischen an. Goldoni klopfte ihm zum zweiten Male auf die Schulter. Der isolirte Zischer kehrte sich um und fragte etwas allzulaut:

— Was wollen Sie?

— Sie fragen, warum Sie diesen einstimmigen Beifall durch einstimmiges Zischen unterbrechen?

— Im Zwischenact werde ich Ihnen darauf antworten.

Gleich darauf fiel der Vorhang. Alles applaudirte; nur der Bewußte zischte wieder; dann kehrte er sich um und sagte zu seinem Hintermanne:

— Mann Gottes, Sie haben mich gefragt, warum ich zische. Ich bin Ihnen zwar keine Rechenschaft schuldig, doch will ich mich herablassen, Ihnen diese Frage zu beantworten. Ich zische, weil ich mich durch den Beifall der Menge nicht einschüchtern lasse, zu behaupten, daß manche Scene dieses Stücks

mit Haaren herbeigezogen und mancher Witz höchst albern ist ...

— Signor, Sie sind ein Flegel!

— Wer sind Sie? fragte Jener, diesen bei der Brust packend.

— Ich bin der Dichter dieses Stücks, erwiderte Goldoni.

— Der Dichter dieses Stücks? Signor Giuseppe Secchellari? fragte der Andere, ihn mit höhnischem Blick vom Kopfe bis zum Fuße messend. Mann Gottes, Sie sind ein Lügner, denn Signor Secchellari, der Autor dieses Stücks, befindet sich nicht in Venedig.

— Ich, ich bin der Autor dieses Stücks! rief der Dichter.

— Mann Gottes, wie heißen Sie?

— Carlo Goldoni! entgegnete der Gefragte.

— Goldoni? Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; doch muß ich Sie bitten, mir für den Flegel, den Sie mir an den Hals geworfen, innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden, mit den Waffen in der Hand, Satisfaction zu geben.

— Ihr Name?

— Hier, Signor Goldoni, ist meine Adresse. Erlauben Sie mir, bevor ich Ihnen „gute Nacht'' wünsche, eine kleine harmlose Bemerkung. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann Ihres Gleichen so thöricht sein könnte, wie der Pfau in der Fabel mit fremden Federn Rad schlagen zu wollen.

— Signor, was wollen Sie damit sagen?

— Was bei einigem Verstande so leicht zu errathen ist. Ein Blick auf den Anschlagzettel wird Sie belehren, daß Sie ein Opfer wahnsinniger Verblendung sind, wenn Sie sich für den Urheber eines Stückes halten, das von keinem Andern als Signor Secchellari ist.

— Herr, ich sage Ihnen, dies Stück ist von mir. Freund Galuppi kann mir dies bezeugen.

— Hier ist nicht der Ort dazu, mich darüber mit Ihnen in Streit einzulassen. Doch gesetzt auch, das Stück wäre von Ihnen, so hätten Sie kein Recht, sich mehr darauf einzubilden, als auf jede Ihrer frühern Komödien. Sie wissen nun meinen Namen, wissen meine Wohnung und können, wenn Sie sich durch mein unumwundenes Urtheil beleidigt fühlen, zu jeder Stunde des Tages von mir Satis-

faction verlangen. Vor allen Dingen aber habe ich den Flegel reinzuwaschen. Ich erwarte Sie also in Begleitung zweier Pistolen und eines Secundanten...

— Morgen Mittag zwischen Zwölf und Eins in Mestre...

— Abgemacht, sagte der Andere und ging.

XVII.

Dieser Andere war Graf Carlo Gozzi.

Geboren 1722 zu Venedig*), hatte er sich durch die zerrüttete Lage seiner Familie gezwungen gesehen, im Alter von zweiundzwanzig Jahren sein Glück als Soldat zu versuchen. Sein händelsüchtiger Character hatte ihn in seiner militärischen Laufbahn in so viele Streitigkeiten verwickelt, daß fast kein Monat ohne Duell vergangen war, eine Uebung, die ihm

---

*) Das Haus, in welchem er geboren wurde, liegt in der Nähe der Brücke Donna Onesta, in der Calle larga. Die Nummer des Hauses ist mir entfallen.

den Ruf des kühnsten Schlägers und des besten Schützen verschafft hatte. Doch schon nach Verlauf dreier Jahre war er, dem Kriegsgott untreu geworden, fest entschlossen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen. Ist diese doch in der Hand derer, die sie zu gebrauchen verstehen, eine weit schärfere, viel gefährlichere Waffe als das Schwert, das nicht so weit als eine Feder reicht.

So dachte auch Graf Carlo, der sich befähigt fühlte, die Siege, die er auf dem blutgetränkten Felde der Ehre einzuernten gehofft, auf den lorbeersprießenden Brettern des Theaters nachzuholen. Tausend literarische Entwürfe schwirrten in seinem Hirne wie Drohnen in einem Bienenkorbe umher; aber keiner von allen Planen, die er mit sich herumtrug, reifte zur Ausführung heran.

Um jene Zeit hatte er die Bekanntschaft der Signora Ricci gemacht, die seit einigen Jahren als erste Liebhaberin beim Theater seiner Schwägerin angestellt war. Cornelia — gefallsüchtig wie jede Schauspielerin ihres Alters — war Anfangs schlau genug gewesen, die zärtlichen Seufzer des Grafen hartnäckig zu überhören, einzig und allein in der

wohlberechneten Absicht, durch den Reiz ihrer Kälte seine Gluth zu verdoppeln. Nachdem sie diese Absicht erreicht hatte, war sie gefühlvoll genug, Gluth durch Gluth zu heilen. Seit Kurzem wußte ganz Venedig, daß Signora Ricci die Geliebte des Grafen war.

Nach dem dritten Acte stürzte er in ihr Ankleidezimmer und rief:

— Schönste, Liebste, Beste, gratuliren Sie mir!

— Wozu? fragte die Kokette, die sich eben umgekleidet hatte.

— Zu einem neuen Duell!

— Mit wem? fragte Signora Ricci, die dunkle Nacht ihrer Locken mit einer weißen Rose schmückend.

— Mit dem Feinde meiner Familie ... mit dem Ex-Advokaten Signor Carlo Goldoni ...

— Mit Goldoni? wiederholte die Künstlerin, unangenehm überrascht. Und warum? Weßhalb?

— Weil er Sie beleidigt hat!

— Mich???

— Ja, Sie, Sie, meine theure, angebetete Cornelia. Gegen Ende des ersten Actes stand ich hinter ihm und seinem Freunde Galuppi. Beide unterhielten sich von Ihnen. Goldoni erfrechte sich,

meine reizende Freundin langweilig zu finden und mir allen Geschmack abzusprechen, weil es sonst nicht möglich wäre, in Sie verliebt zu sein.

Signora Ricci fing zu lachen an.

— Sie lachen und mir kocht noch jetzt das Blut in den Adern. Anfangs wollte ich ihn gleich beim Genick fassen und ihm die Gurgel umdrehen, aber noch zeitig genug überlegte ich, daß ein Cavalier meines Namens, ein Mann meiner Bildung sich auf feinere Weise rächen muß. Ich belauschte ruhig ihr Gespräch und vernahm, wie Galuppi seinem Freunde zum glänzenden Erfolge des „Bugiardo“ gratulirte, der — denken Sie sich meine Ueberraschung! — nicht von Secchellari, sondern von Goldoni ist.

— Sehen Sie, das dachte ich mir!

— Hören Sie weiter. Vor Beginn des dritten Actes pflanze ich mich dicht vor Goldoni hin und mache mir den Spaß, während das ganze Haus applaudirt, einstimmig zu zischen. Das verdrießt den guten Mann, er verweist mich zur Ruhe, ich aber zische nun natürlich noch viel ärger und reize ihn dadurch dergestalt, daß er mich zur Rechenschaft zieht. Ein Wort giebt das andere ... ich mache

mich lustig über sein Stück ... er nennt mich einen Flegel — denken Sie sich, einen Flegel! — und die natürliche Folge dieses Flegels war meiner Seits eine Herausforderung, die er seinerseits — Dank dem Himmel! — angenommen hat, sagte der Graf, der darüber seelenvergnügt zu sein schien.

— Sie sind noch immer der alte unverbesserliche Raufbold. Wie oft, lieber Carlo, haben Sie mir versprochen, nicht mit aller Welt anbinden, nicht absichtlich Scandal suchen zu wollen, um sich Ihre kannibalische Duellwuth abzugewöhnen. Gehen Sie in sich, Graf, werden Sie endlich einmal ruhig und vernünftig und schlagen Sie sich nicht um jede Kleinigkeit.

— Er hat Sie langweilig und mich einen Flegel genannt. Darf ich diesen Schimpf auf uns sitzen lassen?

— Ja, Carlo, ja, sagte Signora Ricci und warf einen Blick in den Spiegel.

— Es giebt Augenblicke, Cornelia, in denen ich Sie nicht begreife ...

— Das freut mich, lieber Graf, sagte die Schauspielerin und verließ trällernd die Garderobe.

denn die Klingel des Inspicienten rief sie so eben auf die Bühne zurück.

Gozzi schüttelte den Kopf und ging.

XVIII.

Nach dem vierten Acte, der mit noch größerm Jubel als der dritte aufgenommen worden war, verfügte sich Graf Gozzi aus der Loge seiner Schwägerin in die Garderobe seiner Geliebten. Er klopfte an... Niemand rief herein ... er klopfte abermals .. Niemand öffnete ... er klopfte zum dritten Male ... die Thür blieb verschlossen.

— Meine reizende Cornelia schmollt wieder einmal ... sie ist böse, daß ich mich mit Goldoni schlagen will ... sie begreift nicht, daß ich den Flegel nicht ungestraft lassen darf. Nach dem Theater werde ich mich geraden Weges in ihre Wohnung verfügen, um ihr zu beweisen, wie sehr sie mir Unrecht thut. Schlage ich mich doch nur ihretwegen, sagte

der Graf und kehrte mißgestimmt in die Prosceniums-Loge seiner Schwägerin zurück.

Gleich darauf begann der letzte Act. Signora Ricci erschien. Sie würdigte den Grafen, der sie mit seinen Augen verschlang, keines Blickes. Das ärgerte ihn dergestalt, daß er mit großem Geräusch seine Loge und bald darauf das Theater verließ.

Am Ende des Stückes wurde unter rauschendem Beifall der Dichter gerufen. An seiner Stelle erschien der Regisseur, um der neugierig harrenden Menge die Mittheilung zu machen, daß Signor Secchellari abwesend sei.

Goldoni ballte die Fäuste und schwieg.

— Sei kein Thor, Dich darüber zu ärgern, tröstete Galuppi; endlich muß es ja doch herauskommen, daß Du der Schöpfer dieses Stückes bist.

Die Menge entströmte in heitern Gesprächen dem überfüllten Musentempel. Galuppi führte seinen Freund zum ersten Delicatessenhändler, um ihn dort mit Hilfe von Austern und Champagner in bessere Laune zu versetzen.

Gozzi aber ging zu seiner Geliebten, die kurz vorher aus dem Theater zurückgekehrt war.

— Cornelia, fragte er, ihre Hand erfassend, sind Sie noch immer böse auf mich?

— Hab' ich nicht ein Recht dazu? entgegnete Signora Ricci kalt und ernst.

— Verzeihen Sie mir?

— Nur unter Einer Bedingung.

— Sehen Sie, Cornelia, ich liebe Sie dermaaßen, daß ich mich jeder im Voraus unterwerfe.

— Dort auf jenem Pulte finden Sie Feder, Dinte und Papier. Setzen Sie sich, lieber Graf, und schreiben Sie?

— Was soll ich schreiben?

— Was ich Ihnen dictiren werde, Herr Graf! Sind Sie bereit?

— Zu Allem, wie Sie sehen, sagte er, setzte sich und nahm eine Feder.

— Fangen wir an: Lieber Herr ...

— Lieber Herr ...

— Ich habe Sie heute Abend im Theater in einer Aufwallung des Zornes herausgefordert ...

— Wie, Cornelia, Sie verlangen?

— Unterbrechen Sie mich nicht und schreiben

Sie weiter: in einer Aufwallung herausgefordert. Jetzt, wo ich diese Aufwallung bereue ...

— Nein, ich bereue sie nicht!

— Ich sage Ihnen, lieber Graf, Sie bereuen sie ...

— Gut, wenn Sie's durchaus haben wollen, so bereue ich ...

— Also: Jetzt wo ich diese Aufwallung bereue, halte ich's für meine Pflicht, die Herausforderung zurückzunehmen ...

— Ach, Cornelia, Sie verderben mir durch Ihr gutes Herz eine große Freude.

— Wo halten Sie?

— Bei der Zurücknahme meiner Herausforderung ...

— Die Herausforderung zurückzunehmen und diese Gelegenheit zu benutzen, Sie zu versichern, wie sehr ich sei ...

— Wie sehr ich sei ...

— Ihr aufrichtiger Verehrer.

— Cornelia, zwingen Sie mich nicht zu einer Lüge.

— Nun, so schreiben Sie: Ihr ergebener Diener.

— Meinetwegen, sagte der Graf.

— Unterschreiben Sie nun Ihren Namen!

— Schrecklich, schrecklich! rief Gozzi und klerte seinen Namen auf fast unleserliche Weise hin.

— Nun versiegeln Sie den Brief.

— Weiber, Weiber! rief der Graf und that Alles, was sie ihm sagte. Hier, Cornelia, ist der vermaledeite Brief.

— Nun bin ich wieder mit Ihnen ausgesöhnt, sagte die Schauspielerin, setzte sich auf seinen Schooß, legte ihre weichen Arme um seinen Hals und gab ihm einen Kuß.

XIX.

Zwei Tage nach der zehnten Wiederholung des „Lügners" war Giuseppe Secchellari von seiner Lyoner Reise zurückgekehrt. Der große Schwarm seiner Schmarotzer und das kleine Häuflein seiner wahren Freunde beeilte sich, ihm Glück zu wünschen

zum äußerst glänzenden Erfolge seines dramatischen Erstlingsprodukts.

Der Arcigranellone fiel aus den Wolken, als er erfuhr, daß Gräfin Gozzi, der er das Stück geliehen, dasselbe ohne seine Erlaubniß, während seiner Abwesenheit, über Hals und Kopf hatte einstudiren und unter seinem Namen aufführen lassen.

— Das ist zu stark! sagte er zu sich selbst. Ich hatte meiner Freundin, Signora Goldoni, versprochen, mit dem Stück ihres Gemahls keinen Mißbrauch zu treiben. Und dennoch ist dies ganz wider Willen geschehen! Um in Laviniens Augen nicht als Wortbrüchiger zu erscheinen, will ich augenblicklich hin zu ihr, um mich zu rechtfertigen.

Ungesäumt eilte er zu Signora Goldoni.

— Mensch! rief sie ihm entgegen, was haben Sie gethan?

— Ich bin unschuldig, betheuerte der Seidenhändler. Die boshafte Gräfin Gozzi hat das Stück Ihres Herrn Gemahls hinter meinem Rücken, ganz gegen meinen Willen, aufführen lassen unter meinem Namen, um damit volle Häuser zu machen und viel Geld zu verdienen. Sie hat diesen Zweck, wie ich

höre, vollkommen gut erreicht. Morgen findet die eilfte Wiederholung des „Bugiardo“ statt und schon heute ist kein Billet mehr zu haben ...

— Das Stück hat Furore gemacht ... Sie haben meinen armen Gemahl um einen seiner glänzendsten Siege geprellt.

— Geprellt? Signora, Sie verkennen mich. Giuseppe Secchellari ist nicht der Mann, der Andere prellt. Sie sollen sehen, liebe Freundin, daß ich ein guter Kerl bin, der den Gatten seiner Freundin für die Kränkung, die er ohne sein Wissen dem Dichter des „Bugiardo“ zugefügt hat, fürstlich entschädigen wird. Wo ist Goldoni? Wo finde ich ihn?

— Der Aerger der letzten Tage hat ihn aufs Krankenlager geworfen ... er hat das Fieber ...

— Ich muß zu ihm, um ihm Trost und Genesung zu bringen.

Der Arcigranellone verfügte sich zum Kranken.

— Signor, rief Goldoni, Sie wagen es, mir unter die Augen zu treten?

— Ich bitte und beschwöre Sie, mir zu verzeihen, daß ich die unschuldige Ursache Ihres Grames,

Ihrer Krankheit bin. Ich will Ihnen meine Sünde beichten, überzeugt, daß Ihr gutes Herz mir Absolution ertheilen wird. Die Gesellschaft der Granelleschi, die so boshaft gewesen ist, Sie durchfallen zu lassen, hatte mich zu ihrem Präsidenten erwählt. Als solcher hatte ich bei Annahme der Wahl die Verpflichtung übernommen, den Mitgliedern unserer Academie eine literarische Arbeit vorzulesen. Aus diesem Grunde hatte ich mich hinter Ihre Frau Gemahlin gesteckt und sie beschwatzt, mir eines Ihrer neuen Lustspiele zu verschaffen. Gräfin Gozzi mußte es vorlesen ... es machte Sensation ... ich wünschte, Sie als Autor des Stücks hätten Zeuge des Beifalls sein können, der ihm von allen Mitgliedern einstimmig zu Theil wurde. Die Gräfin bat mich, ihr das Stück auf acht Tage zu leihen; ich nahm ihr das Versprechen ab, es nicht ohne meine Erlaubniß aufzuführen ... sie thats, ich gab es ihr und reiste nach Lyon. Heute Morgen angekommen, erfahre ich zu meinem größten Schreck, daß die Gräfin ihr Wort gebrochen und Ihr Stück unter meinem Namen aufgeführt hat. Beruhigen Sie sich, lieber Freund ... morgen früh lesen Sie in der Zeitung meine frei-

willige Erklärung, daß Sie der rechtmäßige Eigenthümer dieses Stückes sind.

— Das wollen Sie wirklich thun?

— Ist das nicht meine Schuldigkeit? Doch noch mehr will ich thun. Um Sie für den Aerger, den ich Ihnen bereitet habe, einigermaßen zu entschädigen, habe ich mir die Erlaubniß genommen, Ihnen hier eine kleine Medicin mitzubringen, sagte der reiche Mann, zog zehn große Rollen, jede zu hundert Zecchinen, aus der Brusttasche und legte eine nach der andern auf das Bett des Kranken mit den Worten: Hier sind tausend Zecchinen Schmerzensgeld. Gold ist die beste Arzenei!

— Sie sind ein edler Mann, ein tüchtiger Arzt!

— Und Sie, lieber Freund, ein Patient, dem ich Hilfe schuldig bin. Wünsche gute Besserung, sagte Giuseppe Secchellari, reichte ihm die Hand und begab sich zu Signora Goldoni.

— Nun, Freund, was sagt mein Gemahl?

— Er hat mir verziehen. Wir sind nun wieder gute Freunde.

— Das freut mich, sagte Lavinia und umarmte ihren Cicisbeo.

XX.

Einige Jahre später trat Graf Carlo Gozzi als Nebenbuhler Goldoni's auf. In einem Zeitraume von vier Jahren schrieb er für das Theater Sacchi (so hieß der Unternehmer dieser Bühne) zehn Feenmärchen, zuerst das „Märchen von den drei Pomeranzen," eine Burleske, so drastisch wie's vielleicht keine Zweite giebt, eine übervolle Pulvermine komischer Einfälle, die das Zwerchfell des griesgrämigsten Grillenfängers aus der Fassung bringen. Diesem Erstlingsprodukte, von dem ganz Venedig entzückt war, folgte der „Rabe," die „Frau Schlange," „Turandot" *), „Zobeide," „König Hirsch," der „Beherrscher der Schutzgeister," der „grüne Vogel" und das „blaue Ungeheuer," Stücke, welche er, weil Scherz und Ernst darin abwechseln, „fiabe tragicomiche" taufte **).

---

*) Von Schiller frei bearbeitet.

**) Eine Sammlung dieser dramatischen Märchen erschien u. d. T. Le dieci fiabe teatrali, Berlin 1808. 3 Bde. 12. von

Diese lustigen Märchen gefielen bald dergestalt, daß Goldoni's Stern durch sie verdunkelt wurde. — Im Jahre 1760 — kurz vorher war Lavinia gestorben — begab er sich nach Parma und — drei Jahre später — von dort nach Paris, um hier mehrere seiner ältern Stücke in italienischer, nachher auch einige neue in französischer Sprache zur Aufführung zu bringen. Von Letztern gefiel vorzugsweise das dreiactige Lustspiel „le Bourru bienfaisant" *), aufgeführt zum ersten Male am 4. November 1771 und Tags darauf dargestellt im Schloßtheater zu Fontainebleau von Préville, Bellecour, Molé und von den Damen Préville, Bellecour und Mademoiselle Doligny. — Durch eine seiner Freundinnen der Dauphine von Frankreich empfohlen, wurde er als Vorleser und Lehrer der italienischen Sprache bei den Töchtern Ludwigs XV. angestellt, entsagte der Bühne und widmete sich nun ganz den Pflichten seines neuen Amtes. Er wohnte im Schlosse zu Versailles

---

F. A. C. Werthes in's Deutsche übersetzt, Bern 1795. 5 Bde. 8., neu übertragen von C. Streckfuß, Berlin 1805. 8.

*) Von Goldoni selbst u. d. T. „il Burbero di buon cuore" ins Italienische übersetzt, Paris 1789. 8.

und begleitete von hier aus den Hof auf allen Ausflügen nach Marli, Compiegne und Fontainebleau. Nach dem Tode seiner Beschützerin, der Dauphine von Frankreich, ließ man dem alten Diener nichts als eine kleine Pension. Goldoni führte nun ein höchst eingezogenes ruhiges Leben bis zu dem Augenblick, als die Revolution ihm auch seine letzte Stütze — jene unbedeutende Unterstützung — entzog. Der drückendsten Noth und Sorge preisgegeben, begab er sich unter den Schutz des hochherzigen Dichters Joseph Chénier, welcher, Mitglied des National-Convents, durch die Macht seiner hinreißenden Beredsamkeit die Versammlung bewog, am 7. Januar 1793 ein Decret zu erlassen, das dem sterbenden Greise die ihm entzogene Pension zurückgab. Aber diese Hilfe kam leider zu spät, denn schon am Morgen des folgenden Tages schloß Carlo Goldoni im größten Elende seine lebensmüden Augen.

— Schlaf wohl, armer Freund, sagte Chénier.

XXI.

Balthasar Galuppi war seinem Landsmanne acht Jahre früher, am 4. Januar 1785, als Capellmeister der Sanct-Marcuskirche, als Nachfolger Giuseppe Saratelli's, vorangegangen. Er starb so wohlhabend, daß er den Armen Venedigs eine Summe von fünfzigtausend Scudi hinterlassen konnte. Man ließ ihm, als Zeichen des Dankes, ein prachtvolles Denkmal setzen mit der Inschrift:

Monumentum Galuppi.
Angeli cantare sciunt, quae cecinit.

XXII.

Graf Gasparo Gozzi, der im Jahre 1768 eine dem Addison'schen „Spectator" nachgebildete Zeitschrift „il Osservatore veneto periodico" ge-

gründet hatte, übernahm nach dem Eingehen derselben das Amt eines Büchercensors und starb am 26. December 1786.

Sein jüngerer Bruder, der über sein Leben und sein schriftstellerisches Wirken in seinen Denkwürdigkeiten, die er „Memorie inutile" genannt, die beste Auskunft gegeben hat, überlebte alle Personen unserer Erzählung. Er starb am 4. April 1806.

XXIII.

Secchellari endete als Verschwender im Armenhause.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Die Taube von Zion	3
Gozzi und Goldoni	127

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oettinger, Eduard Maria,

Venezianische Nächte

Bd.: 1

Leipzig 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.571#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721894-7